

Portrait

Carlos Cárdenas hat zu spät mit dem Musikunterricht begonnen, aber er wagte den Schritt und lebt nun seinen Traum.

►► Seite 3



Übersetzen

Wie aus neuen Wörtern Welten werden, wenn Kinder für ihre Eltern übersetzen. Kann kalter Tee lügen?

►► Seiten 4–11



Kultur

Ein InOrt für kurze Zeit, Mädchen, die was zu sagen haben und Wer-weiß-schon-wer.

►► Seiten 12, 14–15



Traum Europa

Wem gehört der Stühlinger Kirchplatz? Eine freie Stadt für alle? Wie europäische Träume verloren gehen.

►► Seite 13



▲ **Könnte. Hätte. Wollte. Machen.** »Fridays for Future« in Freiburg. Wie sollen wir politische Ziele in politisches Handeln übersetzen?

Foto: kwasibanane

Пераклад 翻译 **Übersetzung** Gomé dedé
 Translation 翻译 Çeviri Fordítás Vertaler Transláció Tłumaczenie
 Tafhiri Baidee Vertimas Ukutolika Перевод
 Traduzione Käännös 通訳 Μετάφραση Ժողովրդական ծանուցում

Haben Sie schon mal vom Deutschen ins Deutsche gedolmetscht? Ich schon, und zwar von einem Deutsch mit eritreischem Akzent in ein Deutsch mit russischem Akzent. Wenn ein Muttersprachler dabei gewesen wäre, hätte er sich kaputt gelacht, aber es war eine reine Migrant*innen-Runde. Alle, die oft mit Menschen von überall zu tun haben, kennen dieses Gefühl: eine Welt in eine andere zu übertragen, sogar, wenn es dieselbe Sprache ist. Um dieses Übertragen und Übersetzen geht es in unserem Schwerpunkt (S. 4–11): Vom

Philosophen und Ethiker Friedrich Schleiermacher bis zu Werbesprache und Gestik. Übrigens wurde die Fähigkeit zu gestikulieren, die heute in Deutschland manchmal als *südländisch* stigmatisiert wird, in der Epoche der Renaissance sehr geschätzt. Das gesellschaftliche Leben wurde von dem Gefühl einer engen Beziehung zwischen der Bewegung des Körpers und der Bewegung von Seele und Geist bestimmt.

Grundlage einer jeden guten Übersetzung ist es sich für die anderen zu

interessieren und eine gemeinsame Sprache zu finden. Die künstliche internationale Sprache Esperanto ist vor dem Hintergrund der Pogrome geboren, um Ghettobildung und Rassismus zu verhindern und eine Kommunikation auf »neutraler« Basis zu ermöglichen. Heute ist Pidgin-Englisch eine Verkehrssprache und auch eine Art Selbstbehauptung (S. 10).

Übersetzung lebt von Idealismus. Man denke an diejenigen, die bei Ärzten oder Rechtsanwälten ehrenamtlich dolmetschen (S. 7) oder an die

Literaturübersetzer, die immer im Schatten stehen und für nichts oder wenig arbeiten (S. 5)

Sie treffen auf den folgenden Seiten noch weitere Migrant*innen, für die Idealismus und eine leidenschaftliche Beziehung zur Kultur selbstverständlich sind: den Portrait-Protagonisten, Übersetzer*innen, Autor*innen und eine Verlagsgründerin. Lasst uns am Neujahrsfest auf solche Menschen anstoßen und wünschen wir ihnen viel Glück!

Pressum

Herausgeber: InForum e.V. Freiburg

ViSDP: Viktoria Balon

Projektleitung: Barbara Peron

Redaktion: Viktoria Balon, Carmen Luna, Alexander Sancho-Rauschel, Susanne Einfeld, Barbara Peron, Laura Biolchini, Kirill Cherbitski, Murat Küçük

Praktikant*innen: Julian Bindi, Naemi Ntanguen

Grafik und Layout: Reinhardt Jacoby (kwasibanane)

Lektorat und Korrekturen: Susanne Einfeld, Christiane Mihm

Kontakt zur Redaktion: inzeitung@googlemail.com

Die InZeitung erscheint drei Mal jährlich als Beilage zum Amtsblatt und wird allen Freiburger Haushalten zugestellt. Sie ist auch bei der Bürgerberatung im Rathaus erhältlich.

Ausgabe vom 6. Dezember 2019

Auflage: 108 000

Druck: Freiburger Druck GmbH

Wir danken

dem Spender: Simon Schneider

Unterstützen Sie

mit Ihrer Spende Migrant*innen als Akteur*innen in den Medien.

■ Ab 18 € Jahresbeitrag sorgen Sie für verlässliche Planung und langfristige Absicherung der Zeitung. Die InZeitung kommt immer zu Ihnen nach Hause.

■ Mit einer Spende ab 100 € tragen Sie aktiv zur Mitfinanzierung der nächsten Ausgabe bei.

■ Auch jeder kleine Beitrag hilft die InZeitung zu erhalten.

Spendenkonto: InForum e.V.

Stadtkasse Freiburg

IBAN DE55 6805

0101 0013 3881 59

BIC FRSPDE66XXX



Julian Bindi & Naemi Ntanguen

haben die InZeitung-Journalismus-Werkstatt absolviert und an der aktuellen Ausgabe mitgewirkt. Foto: Tabita Ntanguen

Leser*innenbriefe

geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Im Falle einer Veröffentlichung behält sich die Redaktion Kürzungen vor. Nicht alle Zuschriften können veröffentlicht werden.

»Toxische Männlichkeit – Keine migrantische Spezialität« von Marie Gippert (InZ 28, S.10)

■ *Der Überschrift des Artikels kann man kaum widersprechen; wohl aber dem, was sich Ihre Autorin zu Beginn des Artikels leistet: Sie berichtet, dass eine Freundin von einem Mann angesprochen wurde, und als sie ihn zurückwies, habe er gesagt, »dass sie wissen solle, dass in diesem Viertel die AfD regieren würde«. Daraus folgte Frau Gippert: »Während die AfD vor gewalttätigen fremden Männern warnt, ist für sie eigenes sexistisches und belästigendes Verhalten legitim«. Gemäß Ihrem Motto »Radikal höflich gegen Rechtspopulismus« (S. 13) mache ich Ihre linkspopulistische Autorin radikal höflich darauf aufmerksam, dass sie nicht wissen kann, ob jener Mann mit der AfD sympathisiert, geschweige denn, ob er gar ein Mitglied dieser Partei ist, und dass es selbst dann unzulässig wäre, sein Verhalten auf die ganze Partei zu übertragen, so als stünde im Parteiprogramm: »Sexistisches und belästigendes Verhalten ist legitim, sofern es von Deutschen ausgeht.« Wenn ein Migrant (kein vermuteter, sondern ein echter) eine Frau vergewaltigt oder gar ermordet, dann beehlt man sich sofort, zu versichern, dass es ein Einzelfall sei (und wenn es der zehntausendste war), und dass man nicht pauschal alle Migranten verurteilen dürfe. Aber der AfD darf man ja wieder alles Schlechte unterstellen, das gilt dann offenbar nicht mehr als Hetze und unzulässige Verallgemeinerung? Wie Philipp Steffan*

in dem bereits angesprochenen Interview zum Thema Rechtspopulismus sagt: »Und auch im Alltag [...] hört man immer öfter Dinge, die konkret andere Personengruppen diffamieren und ausgrenzen. Es ist wichtig, dem entgegenzuwirken, damit das nicht normal wird.« Das habe ich hier mit getan.

Dr. Klaus Miehling

★ Unzulässige Polemik gegen die AfD?

Zunächst vielen Dank für den höflich formulierten Leserbrief und auch dafür, dass Sie dem Titel »Toxische Männlichkeit – keine migrantische Spezialität« zustimmen. Damit wäre eigentlich alles gesagt. Dem Inhalt ihres Leserbriefes hin wäre aber einiges hinzuzufügen. Die Anhängerschaft der AfD ist keine irgendwie zusammengewürfelte Gruppe wie die Kategorie »Migranten*innen«. Wer hinter der AfD steht, bejaht damit auch mindestens zum großen Teil die Ansichten, für die diese Partei steht. In diesem Sinne sind Aussagen über die Partei und ihre Unterstützer*innen nicht unbedingt unzulässige Verallgemeinerungen. Darüber, wann die Aussagen einer einzelnen Person dem ganzen Umfeld zuzurechnen sind, lässt sich streiten. Immerhin nimmt die Person, die zitiert wird, in erschreckender Weise selbst Bezug auf die AfD. Dazu kommt der Hintergrund, dass die AfD ständig Verbrechen thematisiert, aber nur solche, in denen der Täter, bzw. mutmaßliche Täter ein Migrant ist. Sobald klar wurde, dass ein Afghane dringend tatverdächtig war, Maria L. an der Dreisam ermordet zu haben, demonstriert die AfD sofort am Münster. Der Missbrauchsfall von Staufen ist keine Erwähnung wert. Das gleiche gilt für politisch, bzw. rassistisch motivierte Straftaten gegen Migranten*innen. Sie kommen bei der AfD einfach nicht vor. Wenn belästigendes oder schlimmeres Verhalten bei Deutschen kein Thema ist, bei anderen aber schon, dann kann man daraus schließen, dass dieses

Verhalten ansich die AfD nicht besonders aufregt, wenn es Deutsche tun. Das Wort »legitim« spitzt dies in dem Feature der Autorin zu. Am Schluss kritisieren Sie noch, dass, wenn ein Migrant »eine Frau vergewaltigt oder gar ermordet«, von einem Einzelfall gesprochen wird und man nicht pauschal Migranten verurteilen dürfe. Die Argumentation verstehen wir nicht. Wollen Sie sagen, dass es bei Migranten eben kein Einzelfall ist, wofür Ihre Klammer spricht? Dann heißt das, bei Migrant*innen ist Pauschalisierung erlaubt, bei der AfD aber nicht. Oder ist die Klammer für Sie nicht so wichtig und Sie wollen sagen, dass man bei der AfD ebensowenig verallgemeinern dürfe wie bei Migrant*innen? In diesem Falle ist ebenfalls der Anfang zu wiederholen, dass die AfD mit bestimmten Thesen und einem bestimmten Menschenbild auftritt und das darf man hinterfragen und auch den Unterstützer*innen dieser Partei bis zu einem gewissen Grade vorhalten. Es war übrigens die AfD-Politikerin Beatrix von Storch, die im Januar 2016 meinte, die Öffentlichkeit darüber belehren zu müssen, dass der Schusswaffengebrauch an der Grenze gegen Flüchtlinge möglich wäre – nach der Rechtslage. Auf Nachfrage schloss sie auch Frauen und Kinder ein. Und noch immer äußerte Beatrix von Storch kein Wort dazu, dass das völlig unverhältnismäßig wäre. Im September 2017 konnte sie dann auf einer AfD-Landesliste in den Bundestag einziehen. So viel zur AfD und ihrer Sensibilität beim Thema Gewalt gegen Frauen. J.K./Redaktion



Foto: kwasibanane

InZeitung Journalismus Werkstatt

Die InZeitung-Journalismus-Werkstatt gibt jungen Menschen mit Migrationserfahrung

oder mit »Migrationshintergrund« die Möglichkeit den Berufsbereich des Journalismus zu

»erschnuppern«, Basis-Kenntnisse zu erlernen und in der Branche Fuß zu fassen.

Willst du Journalist*in werden? +++ Willst du die deutsche Medienlandschaft besser kennen lernen? +++ Willst du mitbestimmen, wie Medien berichten? +++ Willst du die Berichterstattung über Migrant*innen in Deutschland verbessern? +++ Dann bewirb Dich für ein Praktikum bei der InZeitung-Journalismus-Werkstatt.

Die Praktikant*innen erhalten bei der InZeitung eine zweimonatige journalistische Grundausbildung und eine Aufwandsentschädigung. Danach vermitteln wir ein Praktikum bei einem Freiburger Medium oder einer Presse- oder Kommunikationsabteilung (z.B. Amtsblatt der Stadt Freiburg,

Badische Zeitung, Radio Dreyeckland, Informationszentrum 3.Welt...) Ziel des Projektes ist es, die kommende Journalist*innen-Generation für ein neues interkulturelles Deutschland zu unterstützen und auszubilden. Bist du interessiert und zwischen 16 und 28 Jahre

alt? Schick uns deinen Lebenslauf und teil uns in einem Motivationsschreiben mit, zu welchen Themen (3 Vorschläge) du gerne schreiben würdest. Eine Textprobe zum Thema deiner Wahl ist vorteilhaft. Die interessantesten Bewerber*innen werden zu einem Gespräch eingeladen.

4–6 Stunden pro Woche, studienbegleitend möglich. +++ Die Aufwandsentschädigung ist mit 50 Euro monatlich dotiert. +++ Beginn: Anfang Februar +++ Bewerbung bis 13. Januar 2020 an: inzeitung@gmail.com

Über uns: Die InZeitung wurde von Menschen gegründet, die mit Themen rund um Migration aus eigener Erfahrung vertraut sind. Die InZeitung behandelt das Thema Migration aus einer anderen Perspektive. Zahlreiche Menschen mit

und ohne Migrationshintergrund haben bisher für die InZeitung als freie Mitarbeiter*innen geschrieben, fotografiert und Workshops besucht. Einige von ihnen hatten hier ihre ersten Publikationen ihrer journalistischen oder lite-

rarischen Texte, einige haben im Journalismus Fuß gefasst und schreiben nun Beiträge für lokale und bundesweite Medien, andere arbeiten in sozialen Projekten im Bereich Migration. (► www.inzeitung.de)

Portrait

Von Viktoria Balon

Sein erstes Klavier bekam er mit 16 Jahren. Das Kawai war für seine Eltern bezahlbar, und es war schon klar: Der ältere Sohn wird ein professioneller Musiker. Das Instrument ist noch in ihrer Wohnung in Bogotá: »Es bedeutet für uns so viel, es ist das Instrument von Carlos, wir wollen es nicht verkaufen.«

Carlos Cárdenas lebt seit 2011 in Deutschland und braucht eigentlich nicht mehr unbedingt ein Klavier. Er machte in Freiburg den Master in Filmmusik und zeitgenössischer Komposition. Danach absolvierte er die Meisterklasse, die sich an Studierende richtet, die über herausragende Fähigkeiten in ihrem Fach verfügen und die eine außergewöhnliche künstlerische Weiterentwicklung erwarten lassen. Nur zehn Musiker pro Semester werden für diesen Studiengang aufgenommen. Seit zwei Jahren ist er selbständiger Komponist.

Schon mit acht Jahren wollte er Musik machen. »Ich hatte Glück, weil meine Eltern mich unterstützten, und Pech, weil ich, bis ich 14 Jahre alt war, keinen guten Lehrer hatte.« In seiner Familie gab es keine Künstler, seine Mutter ist Business Administrator und sein Vater Buchhalter. Sie wollten, dass ihre Kinder etwas ganz anderes machen, aber mit Musik kannten sie sich nicht aus. »Meine Geschichte ist typisch, es geht sehr vielen Musikern in Kolumbien so: Alles viel zu spät.« Doch mit viel Motivation und Üben konnte Carlos an der Los Andes Universität sein Klavier-Studium anfangen. Sein Lehrer Antonio Carbonell war Kubaner, ein Virtuose, der im Moskauer Konservatorium bei Jákov Isaákovich Milshstein studierte. »Mein Lehrer brachte mir die Strenge der russischen Schule bei, aber mit Latino-Stimmung und einem raffinierten Sinn für Humor.« Einmal fragte er Carlos: »Was soll ich zuerst sagen: das Schlechte oder das Gute?« Zuerst das Schlechte, meinte Carlos. »Ok, diese Phrase stimmt nicht im Rhythmus, hier ist das Pedal falsch ...« Also eine lange Liste, und der Schüler fragte: »Was war gut?« – »Ah, gut ist, dass du gekommen bist und ich dir das alles sagen konnte.« Cárdenas absolvierte dank ihm das ganze Klavier-Studium erfolgreich. Doch der Lehrer sagte ehrlich: »Wir müssen schauen, wie es weitergeht. Manche technischen Grundlagen hast du verpasst.« Carlos erzählt, wie es in so einer Situation zu Frustration und Blockierungen kommen kann. Ein Studienkamerad hatte auch zu spät mit dem Instrument angefangen, den Druck nicht ausgehalten und das Musikstudium beendet. Er wurde Rechtsanwalt.



◀ Carlos Cárdenas:

»Meine Leidenschaft war nicht nur das Instrument, sondern die ganze Musik.«

Foto: Chepo Gewez

Riskieren

Für den Komponisten Carlos Cárdenas gehört das zur seiner Passion

Für Cárdenas ist das eine sehr traurige Geschichte. Warum eigentlich? »Die Frage ist, was man will. Wenn man seine Leidenschaft, seine Passion, leben will, muss man dafür kämpfen. Ja, er verdient gut, aber manchmal ist er ... nicht froh, er hat große Sehnsucht nach Musik.«

Noch während des Klavier-Studiums fing Cárdenas an, Komposition zu lernen. »Meine Leidenschaft war nicht nur das Instrument, nicht nur das Klavier, sondern die ganze Musik. Und für sie muss man einfach etwas riskieren. Wenn man bei Überlegungen bleibt wie: Werde ich viel verdienen oder wenig, oder ob es mit der Kunst schwierig ist – dann also besser nicht.« Die zeitgenössische Musik-Szene in Kolumbien war sehr klein und auf den Rat seines Lehrers ging Carlos Cárdenas nach Deutschland.

In Freiburg waren Cornelius Schwehr und Brice Pauset seine Kompositionslehrer. Schwehr, der selbst ein Schüler von Helmut Lachenmann war, einem der be-

deutendsten Komponisten der Gegenwart, hat ihm beigebracht, für seine Ideen die richtigen Strukturen zu finden. Bei Brice Pauset, der zu seiner Zeit bei Gérard Grisey in Paris studierte, hat Carlos viel über Klangfarbe und Instrumentation gelernt. Für Cárdenas gehört das alles zum »kompositorischen Denken.«

Die Musikhochschule Freiburg sei eine sehr warmherzige Schule; wenn man hereinkomme, befände man sich in einem gemütlichen Foyer mit vielen Stühlen und Tischen, wo man ständig Gespräche in vielen Sprachen höre. Es überraschte Cárdenas positiv, wie international hier die Studenten sind. Jedoch findet er es ein bisschen schade, »allein wegen der deutschen Musik-Geschichte«, dass so wenige Deutsche sich für eine Musikkarriere interessieren. Die meisten Deutschen gibt es jetzt nur noch in der Schulmusik.

»Die Konkurrenz weltweit ist sehr hart. Musik zu studieren ist schwierig

und die deutsche Denkweise ist: Wie gehe ich einen sicheren Weg, wo finde ich eine sichere Stelle. Familien motivieren ihre Kinder zu musizieren, und es gibt hier ein großes Musikangebot. Aber danach im Gymnasium entscheiden sich die Kinder selbst gegen den schwierigen Weg, oder die Eltern sagen: »Wir freuen uns, dass du Musik liebst, aber studiere lieber etwas anderes.« Es ist eine Sache des Pragmatismus.«

Und wie pragmatisch geht Cárdenas an seinen Berufsweg? Eine Option für ihn wäre, in Deutschland zu bleiben, wo seine Frau einen Vertrag bei der Philharmonie in Jena hat. Aber Kolumbien ist auch nicht ausgeschlossen. »Deutschland hat genug gute Leute. Ich würde gern zukünftig in meinem Land alles, was ich hier gelernt habe, ausbreiten.« Ein Studium ohne praktische Erfahrung reicht dafür jedoch nicht. Deshalb arbeitet er erst einmal hier und wird im kommenden Semester promovieren. Bis jetzt bekam Cárdenas genug Aufträge von Festivals und Ensembles, für Film-Musik und Blasmusik. Cárdenas glaubt, dass Künstler eine gesellschaftliche Aufgabe haben. Leider sei oft die musikalische Bildung sehr einseitig, und manchmal hat ein Musiker nur Musikwissen, er kann nicht über etwas anderes sprechen. Für Carlos Cárdenas müssen Künstler in der Lage sein, auf die gesellschaftlichen Ereignisse zu reagieren. Neulich komponierte er eine Miniatur für ein Oboen-Quartett, in der er *El pueblo unido*, ein chilenisches Lied, das dem Widerstand gegen Militärdiktatur und soziale Ungleichheit gilt, im Kontrast zu einer Marsch-Melodie zitiert. Es ist seine Kritik zu dem, was jetzt in Kolumbien mit dem Friedensvertrag mit der Guerilla passiert. Im Jahr 2020 wird es in Kolumbien gespielt.



Hinüberführen Straßenszene im polnischen Opole Foto: kwasibanane

Hinüberführen, ohne nachzuahmen

Kleine Geschichte des Übersetzens

Von Barbara Peron

Hinüberführen, hinübertragen heißt es wortwörtlich: Das deutsche Wort *Übersetzen* entspricht dem Lateinischen *traducere* bzw. *transferre*. Wobei das mündliche Übertragen einer Sprache in eine andere als *Dolmetschen* bezeichnet wird. Das Wort hat mit großer Wahrscheinlichkeit seinen Ursprung im 2. Jahrhundert v. Chr. in der kleinasiatischen Mitannisprache (*talami*) und ist über das nordtürkische *tilmaç* ins Mittelhochdeutsche des 13. Jahrhundert als *tolmetsche* gelangt.

In der Tat sind sowohl das Dolmetschen als auch das Übersetzen ganz antike Praktiken. Die ältesten schriftlich erhaltenen Übersetzungen aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. sind altbabylonische Inschriftentafeln meist religiösen Inhalts in akkadischer oder sumerischer Sprache. Jahrhundertelang wurden in erster Linie religiöse Texte übersetzt, und zwar weit über die Zeit der Antike hinaus.

Für seine bahnbrechende Bibelübersetzung aus dem Hebräischen, Aramäischen bzw. Altgriechischen ins Deutsche, die den Protestantismus befeuerte, entschied sich Martin Luther für eine »freie Übertragung« der Heiligen Schrift. Vor ihm hat das keiner für möglich gehalten. Dabei handelt es sich um ein bereits in der Antike bewährtes Übersetzungsprinzip, das der größte römische Übersetzer Marcus Tullius Cicero in seinen Übertragungen aus dem Griechischen ins Lateinische immer angewendet und auch selber reflektiert hat. Man solle sich beim Übersetzen – so Cicero – nicht nachahmend am Wortlaut der Vorlage orientieren, sondern vielmehr an der Sprechweise der Zuhörer der Übersetzung, wie ein Redner es tut. Diese Orientierung an der lebendigen Sprache der Zuhörer bzw. der Leser ist das, was Luther unter »Verdeutschung« der Bibel versteht: die sinngemäße »freie« Übertragung der Heiligen Schrift in verständliche zeitgemäße deutsche Sprache.

Nach Luther betonte die deutsche Romantik einerseits den eigentümli-

chen Geist jeder Sprache, andererseits die Einheit bzw. Identität des Geistes der Sprache und des Volkes, das diese Sprache spricht. Wilhelm von Humboldt betrachtet das Übersetzen künstlerischer Werke als nur unvollkommen: »Alles Übersetzen scheint mir schlechterdings ein Versuch zur Auflösung einer unmöglichen Aufgabe«. Seine pessimistische Vorstellung wird nicht von seinem Zeitgenossen Friedrich D. E. Schleiermacher geteilt. Der Vater der Hermeneutik versteht das Übersetzen und die Übersetzungen vom Interpretieren her (das ist der ursprüngliche Sinn des Wortes Hermeneutik), das im Prozess des Verstehens eines Textes sowohl von dem Übersetzer als auch von dem Leser ausgeübt werden muss. Die eigene Sprache des Übersetzers soll für Schleiermacher mit der fremden so verschmelzen, dass in der Übersetzung die »Ursprache« erhalten bleibt. Seine Übersetzungsmethode hat Schule gemacht.

So hat Walter Benjamin im Jahre 1923 seinen Aufsatz *Die Aufgabe des Übersetzers* die Rolle der Übersetzung folgendermaßen beschrieben: »Die

wahre Übersetzung ist durchscheinend, sie verdeckt nicht das Original, steht ihm nicht im Licht, sondern lässt die reine Sprache, wie verstärkt durch ihr eigenes Medium, nur um so voller aufs Original fallen«. Benjamin betont in seiner Schrift »das Magische in der Sprache«.

Dennoch kann trotz jeder Anstrengung des Übersetzers und des Lesers kein schriftlicher Text restlos übersetzt bzw. verstanden werden. Denn jeder schriftliche Text ist vieldeutig. Es gilt als Verdienst des französischen Philosophen Jacques Derrida, diesen Aspekt hervorgehoben zu haben. Jede neue oder wiederholte Auseinandersetzung mit einem schriftlichen Text – sei es bei der Übersetzung in eine Fremdsprache oder bei der Lektüre – bedeutet für Derrida immer wieder eine Interpretation des Textes, die Sinnverschiebungen zulässt. Das gilt auch für Texte in der eigenen Muttersprache. Denn jede Sprache, auch die Muttersprache, »ist immer die Sprache des Anderen« oder der Anderen, wenn wir es so interpretieren wollen. Das heißt, eine Sprache, die ich vorgefunden habe und die nicht erst mit mir entstanden ist.

Spricht hier keiner Polnisch?

Interview mit der Übersetzerin Tatja Wolters

Das Gespräch führte Viktoria Balon

Das Buch von Olga Tokarczuk, das Sie ins Georgische übersetzen, ist schon eine Herausforderung: 900 Seiten, schon der Titel spricht für sich »Die Jakobsbücher ODER Eine große Reise über sieben Grenzen, durch fünf Sprachen und drei Religionen, die kleinen nicht mitgerechnet.«

Tatja Wolters (TW): Es ist ein historischer Roman, er spielt Mitte des 18. Jahrhunderts. Und es ist ein polyphones Buch: Ein altertümliches Polnisch, gehobene schriftliche Sprache und auch Latein und modernes »neutrales« Polnisch mischen sich mit vielen anderen Sprachen. »Spricht hier keiner Polnisch?«, ruft eine Protagonistin an einer Stelle aus. Sie ist in einer ganz kleinen polnischen Stadt, da leben Juden, Russinnen (eine slawische Bevölkerungsgruppe aus den Karpaten) und Ukrainer. Auf dem Markt sind auch noch Armenier und Türken – acht Sprachen. Im Roman sind alle diese Sprachen präsent. Die Autorin übersetzt das alles nicht immer, sie streut die Fremdwörter wie Salz über den Text und es bringt dich in die Geschichte. Manchmal ist da eine Fußnote, aber normalerweise nicht, das Wort wird aber im nächsten Satz indirekt erklärt oder es wird durch den Kontext klar. Ich mache es genau, wie sie es macht: Dem Leser einen Tipp geben, was es sein könnte. Zum Beispiel haben die meisten Übersetzer die jiddischen Texte in lateinischen Buchstaben einfach abgeschrieben, so wie es bei Tokarczuk ist. In ihrer ganz tollen deutschen Übersetzung haben Lisa Palmes und Lothar Quinquenstein noch was Neues rein gebracht, was es bei der Autorin nicht gibt: Die Juden unter sich sprechen mit jiddisch gefärbtem Deutsch. Ich kann das im Georgischen leider nicht machen. Die Juden lebten in Georgien seit Jahrhunderten, es war ein sehr freundliches Zusammensein. Im Georgischen gibt es deswegen viele hebräische Wörter, aber Jiddisch ist uns fremd. Wir haben ein anderes Alphabet, und ich muss dafür sorgen, dass die Alliteration stimmt. Ich möchte auch Fußnoten meiden, um diesen herrlichen Fluss nicht abzubrechen. Ich muss aber an meine Leser denken, und überlegen, was besser ist.

Bedeutet das nicht ein höheres Honorar?

TW: Mein Vertrag hängt nicht davon ab, wie viel verkauft wird, ob drei Stück oder drei Millionen. Der riesige Zeitaufwand wird im pauschalen Honorar nicht entlohnt. Ich arbeite seit März letzten Jahres, Ende April muss ich abgeben. Auch wenn ich nicht schreibe, bin ich nicht frei, Gedanken sind da, die begleiten mich in meine Träume. Ich übersetze nicht nur, sondern recherchiere, und dazu gehören sehr viele Überlegungen, wie du es

Wie haben Sie sich überhaupt getraut dieses Buch zu übersetzen?

TW: Jakobs wahnsinnige und wahre Geschichte zeigt, wozu ein Mensch fähig ist, wenn er sich was in den Kopf

gesetzt hat. Die zwei deutschen Übersetzer konnten an die Orte reisen, an die Jakob reiste, um eine neue Religion zu gründen: in die Türkei, nach Griechenland, Deutschland, Österreich. Ich bin allein und mittellos. (lacht) Doch ich habe Berater, die mir ehrenamtlich mit dem Hebräischen und mit dem Wortschatz der Kabbala helfen. Ich lese Tokarczucs Bücher seit über 25 Jahren, ich habe keine Zeile von ihr ungelesen gelassen und ich kämpfe seit fünf Jahren dafür, dass sie in Georgien verlegt wird. Ich habe kleine Essays von ihr für Zeitschriften übersetzt, damit die Verleger Interesse gewinnen. Und als ich mal wieder einen angefleht hatte, sagte er: »Wenn schon, dann Die Jakobsbücher.« Ich habe aber nicht geglaubt, dass sie es wirklich machen. Und plötzlich kommt die Mail vom Verlag: »Die Rechte sind gekauft«. Erst dann bekam ich Angst.

Wie haben Sie die Nachricht vom Nobelpreis wahrgenommen?

TW: Da hatte ich schon 550 Seiten übersetzt. Ich war in Polen auf einem Kongress und habe unterwegs mein Handy aufgemacht, und sehe »Olga Tokarczuk bekommt den Nobelpreis«. Ich bin komplett ausgeflippt. Die Verlage versuchten mich anzurufen, aber vor allem habe ich sie angerufen: »Na, was habe ich gesagt!« Es ist mir wichtig, dass die Autorin zur Geltung kommt in einem Land, wo sehr viel gelesen wird.

► **Tatja Wolters** übersetzt Tokarczuk aus dem Polnischen ins Georgische. »Nicht weil die Autorin Nobelpreisträgerin ist, nicht weil man diese Arbeit machen muss, sondern weil sie so anders, so menschlich ist.« Foto: Kilian Wolters

eigentlich machen willst. Das Honorar ist klein, aber immerhin. Wenn ein Verlag dich anfragt, dann wird besser bezahlt. Aber in den Fällen, wo du die Ideen bringst und sagst, ich bin von dieser Autorin begeistert, gehen sie davon aus, dass du es mehr oder weniger auch umsonst machst. In Deutschland ist es etwas anders, deshalb bekomme ich hier oft sogar für schwächere Literatur mehr. Gerade arbeite ich 18 Stunden pro Tag, ich übersetze auch andere Sachen, um Geld zu verdienen. Aber Literaturübersetzungen waren nie unter den gut bezahlten Jobs, es ist eine Arbeit für Idealisten. Und Idealismus kommt auch daher, dass die Übersetzung deine Muttersprache bereichert.

Und das ist Ihre Motivation?

TW: Ich bin froh, dass es so eine wahre, selbstlose Liebes-Situation ist:

Nicht weil die Autorin Nobelpreisträgerin ist, nicht weil man diese Arbeit machen muss, sondern weil die Autorin so anders, so menschlich ist. Weil sie vor 30 Jahren für Frauen und ihre Rechte sprach, weil ihre Literatur sich gegen den polnischen Nationalismus richtet. Sie wollte nicht zu viel mit Politik in Bezug gebracht werden, aber sie hat in Polen viel Ärger geerntet als Nestbeschmutzerin, weil sie Wahrheiten schreibt. Dieser Roman basiert auf vielen historischen Dokumenten. Sie war immer mutig und jetzt auch, in der Art, wie sie über Kleriker schreibt, Briefe von Bischöfen zitiert, die menschenfeindlich auf den eigenen Vorteil bezogen sind. Das alles ist für Georgien ebenfalls sehr aktuell. Georgien ist viel kleiner, aber auch vielfältig und mehrsprachig. Und die Arbeit macht Spaß. Ich bin ein Mensch, der gerne lernt. Und sich diese ganzen Sprachen anzueignen, Wörter, neue Bräuche neue Sitten, Geographie... Ich muss viel in der Sprache des 18. Jahrhunderts lesen um einen größeren Wortschatz zu gewinnen. Ich lebe im Ausland, aber es gibt online-Bibliotheken, auch viele Freunde stehen mir mit Rat und Tat zur Seite. Das größte Lob für mich war neuulich, als ich an meine Lektorin ein großes Stück geschickt habe, und sie nach zwei Tagen anrief und fragte: »Haben sie noch weitere Texte?« Ich: »Was, sind sie schon fertig?« »Nein, mit den Korrekturen nicht, aber ich will weiter lesen!«





Der Schriftsteller Murat Küçük und die Philosophin Barbara Peron sprechen über Übersetzung

Murat Küçük (MK): Ich möchte über zwei Meisterwerke und deren Übersetzer ins Türkische reden. Eines ist der Roman *Der Name der Rose* von Umberto Eco. Eine ungeheure menschliche Geschichte über das Lachen und über Kritik und Verbote, mit intensiven theologischen und philosophischen Debatten. Damals tauchte ich mit diesem wunderbaren Roman

wie Millionen andere Leser in die mittelalterliche christliche Welt ein. Ich möchte meine Freude an der Sprache der Erzählung besonders betonen. Ich spreche kein Italienisch und werde leider nie die Schönheit des Originalwerkes lesen können. Deshalb ist das Vertrauen in die Angemessenheit der Übersetzung, die mich erreicht, sehr wichtig und es freut mich zu wissen, dass die Übersetzerin Sadan Karadeniz den Roman nicht aus dem Englischen oder Französischen – wie das früher in der Türkei üblich war – sondern direkt aus dem Italienischen übertragen hat. So ging weniger verloren, und das ist nur ein Beispiel. Was denkst du, was verloren gehen könnte?

Barbara Peron (BP): Sicher einiges. Eine Welt auf eine andere zu übertragen ist nicht einfach. Im Rahmen meiner Magisterarbeit habe ich z. B.

einiges von dem Freiburger Philosophen Martin Heidegger übersetzen müssen, weil viele seiner Texte damals noch nicht ins Italienische übersetzt waren. Seine Sprache ist so eigenartig, auch weil er neue Worte prägt und z. B. zwischen Wesen und Wesung unterscheidet. Es ist ein Unterschied, der im Italienischen kaum wiederzugeben ist und der immer erklärt werden

Was geht verloren? Was entsteht neu?

muss. Dasselbe gilt aber auch z. B. für die Kantsche Frage *Was soll ich tun?*, die auf den ersten Blick unmittelbar verständlich ist. Dennoch ist sie es nicht, weil es in der italienischen Sprache keinen Unterschied zwischen Müssen und Sollen gibt. Bei der Frage nach dem Sollen spielt der Protestantismus in der Tat eine entscheidende Rolle.

Übersetzungen bringen aber auch neue Ausdrucksmöglichkeiten mit sich: Es werden z. B. andere Bedeutungen eines Textes beleuchtet. Das ist der Fall bei der Hegel-Rezeption in Italien, die sehr stark von der Übersetzung seiner Texte abhängt.

MK: Ein anderer Schriftsteller, der mich damals in meiner Jugendzeit beeindruckte, war Nikos Kazantzakis. *Zorba (Alexis Sorbas)* ist ein Buch voller Lebensfreude, in dem die Menschen den Sinn des Lebens spüren oder entdecken können. Ich

habe es in Izmir gelesen. Durch das Fenster konnte ich ein Stück Mittelmeer und die Olivenbäume sehen.

In diesem Fall war die Übersetzung fast identisch mit dem Werk Kazantzakis'. Ahmet Angin gehörte fast der gleichen Generation an wie der Autor und kam auch auf Kreta zur Welt. Seine Liebe und Leidenschaft für Kreta war spürbar und seine kompetente, sorgfältige Übersetzung hat mir die griechische Kultur und die Parallelen der türkisch-griechischen Kultur näher gebracht. Ohne Übersetzung wäre es für mich nicht möglich gewesen,

diese zwei unterschiedlichen Welten im Mittelmeerraum als ähnliche kennen zu lernen.

BP: Im Mittelmeerraum sind viele Übersetzungen entstanden. Die Araber haben viele Werke aus der Antike ins Arabische übersetzt. Die Originale existieren nicht mehr. Wir hätten viele wissenschaftliche Werke der Antike nicht ohne die Araber. Im Mittelmeerraum sind die ersten »Übersetzungsbüros« entstanden, in denen Araber, Christen und Juden zusammenarbeiteten. Man sollte sich den kulturellen Austausch des Mittelalters auch heute vor Augen halten.

MK: Deshalb bewundere ich die Übersetzer*innen sehr. Man erinnert sich an ihre Namen meist nicht. Aber Dank ihrer Arbeit entstehen in unseren Sprachen neue Wortschöpfungen und neue Welten.

Foto: kwasibanane



Lange blumige Sätze

Von Carmen Luna

Wie übersetzt man *saudade* vom Portugiesischen ins Spanische? Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich mich mit dem Phänomen der Sprache vergleichend beschäftigte... Eine Reihe von Gefühlen: Sehnsucht, Heimweh, Fernweh und das alles mit einer stark melancholischen Note. Ich fand kein gescheites Wort auf Spanisch, das alle diese Bedeutungen hatte.

Dann kam ich nach Deutschland und damit die Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache... Was bleibt von einem langen, blumigen spanischen Satz im Deutschen übrig? Meine ersten Texte waren eine Qual. Immer gekürzt, zerstückelt und verändert. Das klingt zu blumig im Deutschen, unmöglich!

Heute ist mir klar geworden, dass eine Sprache – interessanterweise – mehr als nur ein Medium der Kommunikation ist. Dass sie auch etwas über die Kultur einer Volksgruppe und ihre Sicht auf das Leben und die Welt verrät. Keine große Entdeckung für die Sprachforschung, aber für mich.



Von Irene Pacini

Seit Tagen geht mir ein Satz nicht mehr aus dem Kopf: *Frauen bestimmen wer an die Spitze darf. Er stammt nicht aus der Emma, sondern aus einer banalen Modezeitschrift, genauer gesagt aus einer Werbeanzeige für Spitzen-BHs. Na, gecheckt? Genau, ein klassisches Werber-Wortspiel. So eine Anzeige kann ich nicht einfach überblättern. Ich fühle mich persönlich herausgefordert, nicht nur frauenpolitisch, sondern erst einmal sprachlich. Denn ich verdiene mein Geld unter anderem mit der Übertragung solcher mehr oder minder genialen Einfälle in die italienische Sprache.*

Jedes Mal, wenn ich so etwas lese, fängt mein Kopf automatisch an zu arbeiten und nach möglichen Übersetzungen zu suchen. Beziehungsweise nach Transkriptionen, wie man sie in der Branche nennt, denn selten lässt sich ein Werbespruch 1:1 übertragen. Man muss ihn eher neu erfinden. So

Was hat Emanzipation mit Unterwäsche zu tun?

Aus dem Alltag einer Werbeübersetzerin

auch in diesem Fall, denn auf Italienisch gibt es nun mal kein gemeinsames Wort für Führungsposition und Reizunterwäsche. Was dann? Aufgeben? Niemals! Man sucht dann eben nach etwas anderem, das zum Bild der Anzeige passt (in diesem Fall zwei fesche Mädels mit Spitzen-BH unterm Jackett) und eine ähnliche Message transportiert. *La leaderhip è questione di trasparenza* wäre ein denkbarer Ansatz.

Leider (oder zum Glück) durfte ich das Spitzen-BH-Wortspiel nicht transkribieren, aber viele andere Headlines, die ähnlich gewagte Verbindungen herstellten (und die ich hier aus rechtlichen Gründen nicht nennen darf). Jedes Mal denke ich »Echt jetzt? Wie soll ich das übersetzen?« und dann packt es

mich doch, das semantische Rätselraten, denn ich bin nun mal ein echter Übersetzungsjunke. Besonders spannend finde ich auch die Fälle, in denen der Kunde eine sprachlich-kulturelle Beratung benötigt. Zum Beispiel, wenn er ein neues Produkt auf den Markt bringen will und sich fragt, wie der angedachte Name in Italien ankommt. Dafür gibt es sogar standardisierte Fragebögen, sogenannte *Name Checks*, mit Fragen wie: *Kann man den* (von mir oben erfundenen) *Namen X-ZWYST auf Italienisch leicht verstehen?* (nein) *Wie würde man ihn aussprechen* (überhaupt nicht, man würde es gleich aufgeben). *Denkt man dabei an etwas Unanständiges?* (nein) *Politisch Unkorrektes?* (auch nicht) *Tod, Krankheit, Krieg?* (schon

eher). *Kann man in Italien ein Parfüm »Eau des Courrèges« nennen oder erweckt dieser Name womöglich falsche Assoziationen?* In diesem Fall wurde ich nicht gefragt. Eben.

Natürlich sind solche Aufgaben nur die ... Spitze des Eisbergs bei meiner täglichen Arbeit. Die meisten Jobs bewegen sich auf viel sicherem und langweiligerem Terrain: dröge Broschüren über Versicherungen, Hochglanzkataloge für Uhren, die ich mir niemals werde kaufen können, Websites über die Vision & Mission beim Vertrieb von Kloschüsseln. ... Da muss ich nicht wirklich etwas erfinden, sondern nur den deutschen Text in ein ansprechendes Italienisch umsetzen, das am besten gar nicht *übersetzt* klingt. Denn sonst würde der Kunde nicht zu mir kommen, sondern gleich mit Google übersetzen, wie der Besuch vieler Websites schonungslos bestätigt. Übrigens: Die Übersetzung der obigen Anzeige wäre laut Google: *Le donne determinano chi è autorizzato alla cima* (Frauen legen fest, wer eine Genehmigung für den Gipfel hat). Alles klar???

Laugh in Translation

Von Ergün Bulut

Natürlich braucht Dolmetschen ein feines Gefühl und Auffassungsvermögen über den Inhalt und über die jeweiligen Sprachen. Ich habe bis jetzt in fast 20 Jahren vieles gedolmetscht, auch einiges übersetzt.

Vor allem habe ich eines gemacht: Den Inhalt der Gespräche inhaltsgetreu wiedergeben, sowohl auf Deutsch als auch auf meinen Muttersprachen Türkisch und Kurdisch. Es waren Gespräche beim Rechtsanwalt, bei der

Ausländerbehörde, beim Einwohnermeldeamt, bei Ärzten, an Schulen, bei den Erziehungs- und Beratungsstellen usw.

Ein Gespräch besteht nicht nur aus übersetzten Worten und Sätzen, sondern aus den Inhalten des Transkribierten. Also so, dass es sowohl die Klienten als auch deutsche Gesprächspartner gut nachvollziehen können. Sprachniveau und Dialekte spielen dabei eine wichtige Rolle.

Einige Male fiel während eines Gesprächs beim Rechtsanwalt das Wort »Einwohnermeldeamt«. Der Mensch, für den ich dolmetschte, versuchte das Wort auszusprechen, aber konnte es nicht, weil das Wort so sperrig war. Nach dem dritten Versuch hörte er frustriert auf und

fragte: »Ist das ein Zungenbrecher oder was?« Ich verneinte und erklärte ihm, was es bedeutet. Da sagte er wieder skeptisch: »Na, bis man dieses Wort richtig ausspricht, verpasst man wahrscheinlich die Öffnungszeiten!«

Ein anderes Mal war ich mit einem Mann beim Arzt und es war ohnehin ziemlich schwierig, den Mann zu verstehen, weil mir sein türkischer Akzent nicht bekannt war. Nachdem die Untersuchungen fertig waren, sagte der Arzt, er solle zu einem Spezialisten gehen. Ich übersetzte ihm, was der Arzt sagte. Er antwortete auf Türkisch: »Haydar beye gideceğim.« (»Nein, ich werde zum Herrn Haider gehen«). Ich verstand »Herr Haider« und übersetzte dies dem Arzt wortgetreu, aber

der Arzt sagte: »Ich kenne keinen Spezialisten namens Haider.« Ich fragte den Mann: »Wo ist denn dieser Spezialist Herr Haider, kennen Sie die Adresse?« Er antwortete: »Nein, nicht zum Spezialisten, nicht zum Arzt, ich will zu Herrn Haider.« Ich erklärte dem Arzt: »Ich weiß es nicht, er spricht von einem Menschen namens Haider, aber er ist kein Spezialist.« Ich fragte den Mann noch einmal: »In welcher Stadt ist denn dieser Herr Haider?« Er erwiderte: »Das sage ich ja die ganze Zeit: in der Stadt Haider Bey!« Endlich dämmerte es mir: Haider ist Heidelberg und Bey ist Berg. Er meinte die ganze Zeit Heidelberg. Er will also nach Heidelberg fahren. Den Spezialisten Herrn Haider gibt es also nicht, nicht mal in Heidelberg.

Kinderübersetzer

Zusammengestellt von Naemi Ntanguen

Patricia Aparicio (PA) und Shamim Mirzei (SM) haben als Kinder gedolmetscht.

Wann hat das angefangen, dass ihr eure Eltern übersetzt habt?

SM: Ich war vier Jahre alt, als meine Eltern aus Afghanistan nach Deutschland kamen, damals konnte keiner von uns deutsch, außer mein Onkel, der uns zu Beginn bei Übersetzungen half. Mit 14/15 habe ich dann angefangen für meine Eltern zu übersetzen. Manchmal habe ich Emails für meine Mutter geschrieben, bin zu Arztbesuchen mitgegangen, bin zu meinen eigenen Elternabenden gegangen.

PA: Ich war zwei und meine Eltern Ende 20, als wir aus Portugal nach Deutschland kamen, ich habe auch so mit etwa zwölf angefangen zu übersetzen. Bei meinem Elternabend war ich sowieso als Klassen-sprecherin anwesend, aber ich habe meine Eltern bei den Elternabenden von meinem Bruder begleitet. Ich war auch bei Bankgesprächen dabei, da bin ich heute noch überfordert mit den Worten.

Wie hat das Übersetzen eurer Familienleben mitbestimmt?

PA: Ich hatte das Gefühl, ich bin ein Team mit meinen Eltern: Das machen wir zusammen! So wie wir alles andere zusammen machen. Wenn ich Hilfe brauchte bei Mathe, da fragte ich meinen Papa, weil ich weiß, dass der da besser ist als ich und ich kann halt besser Deutsch sprechen. Ich denke schon, dass meine Eltern da vielleicht ein schlechtes Gewissen hatten. Die haben das dann überkompensiert

mit anderen Sachen. Ich musste keine Hausarbeit machen und durfte immer so viele Leute einladen wie ich wollte – egal ob fünf oder 35. Ich wurde aber auch nie gezwungen, und wenn ich keine Lust hatte, ist mein Bruder eingesprungen. Es kam dann eher später, dass man sich fragt, warum habt ihr eigentlich kein Deutsch gelernt?

SM: Ich fand es belastend, mir war es zu viel und ich habe mich auch oft gefragt, warum meine Eltern nicht so gut Deutsch können wie die anderen Ausländer-Eltern. Ich war genervt, wenn ich mit zu den Elternabenden von meinen kleinen Brüdern musste, währenddessen hätte ich schlafen oder fernsehen können. Das Übersetzen wurde auch nicht so belohnt wie bei dir, es war eher selbstverständlich. Im Haushalt musste ich aber generell nicht so viel mit helfen. Es war wichtiger, dass ich mich auf die Schule konzentriere. Da hat mir dann schon was gefehlt, weil meine Eltern mir nicht so gut bei den Hausaufgaben helfen konnten. Meine Mutter musste, wie mein Vater, Vollzeit arbeiten und meine pflegebedürftige Oma hat bei uns gewohnt. Meine Eltern haben zwar versucht Deutsch zu lernen, aber ich habe ihnen trotzdem manchmal Vorwürfe gemacht. Mein Vater hätte noch eine Ausbildung machen können, mit Anfang dreißig war er ja noch jung. Heute bin ich stolz, meine Mutter geht selbst zum Arzt und mein Vater kennt sich besser in der deutschen Politik aus als ich.

PA: Für Freunde von meinen Eltern habe ich auch übersetzt. Ich spürte, wie unangenehm es für sie war, darum zu bitten. Anders war das bei unserem charmanten jungen Hausarzt. Da haben die

Mädchen fast darum gestritten wer übersetzen darf. Ich hab' schnell gelernt mit Erwachsenen auf Augenhöhe zu sprechen, während meine Klassenkameraden oft zu schüchtern waren, um mal für sich am Telefon einen Termin zu vereinbaren.

Worin erkennt ihr heute Probleme, die entstehen, wenn Kinder für ihre Eltern übersetzen müssen?

SM: Der Respekt geht verloren, weil viele Kinder denken, sie seien besser als ihre Eltern. Es kommt zum Machtspiel, bei dem die Eltern nicht mehr ernst genommen werden oder die Kinder ihre Situation ausnutzen: Gerade, wenn es um die Schule geht, werden Sachen falsch oder gar nicht übersetzt. Viele Freunde in meinem Alter mussten auch für ihre Eltern dolmetschen, es war für sie belastend. Eine Freundin hat mit 15 sogar bei einer Geburt gedolmetscht!

PA: Die Eltern glauben, dass sie besser dran seien, wenn sie das Kind mitnehmen. Oft wäre es gut, wenn die Eltern sich eingestehen, dass sie auf Hilfe angewiesen sind und die Kinder da raushalten. Ein Kind weiß eben nicht, was ein Bausparvertrag ist. Die Eltern werden durch fehlerhafte Übersetzung erst recht benachteiligt. Ich habe aber auch beobachtet, dass Kinder nicht nur übersetzen, sondern auch das Verhalten ihrer Eltern korrigieren: »Jetzt sag das nicht oder mach dies nicht...« – die Kultur- und Sprachvermittlung läuft irgendwie falsch. Die Kinder versuchen die Eltern zu assimilieren und das ist nicht der Sinn der Sache.

Man könnte es verbieten. Aber wenn jemand in die Klinik muss

und wenig Deutsch kann: Gibt es dort professionelle Hilfe?

PA: Eigentlich nicht. Mein Vater war auch im Krankenhaus, kurz nachdem er nach Deutschland gekommen ist, und das Essen dort war sehr gewöhnungsbedürftig. Er wollte mal Fleisch essen, aber er konnte kein Deutsch lesen und hat einfach irgendwas angekreuzt und hat Kohl bekommen, während sein Nachbar Fleisch aß. Er erzählt es noch heute mit einem traurigen Gefühl.

SM: Den Kliniken ist es egal, entweder bringt man einen eigenen Dolmetscher mit oder man muss eher mit Händen und Füßen kommunizieren. Die Uniklinik hat sogar Dolmetscher, aber nur, wenn der Patient es sich finanziell leisten kann.

PA: Die Stadt Freiburg hat einen Dolmetschendenpool, aber erstens wissen das nicht alle, und zweitens müssen die Institutionen es selbst bezahlen. Nicht alle haben dafür Geld. Auch deshalb ist die interkulturelle Öffnung der Institutionen so notwendig. Die Eltern sind nicht blöd, sie wissen, dass es nicht gut ist, Kinder mitzunehmen. Sie haben manchmal keine Wahl. Es ist kontraproduktiv, mit dem Finger auf die Eltern zu zeigen. Durch Verbote löst sich nichts. Die Kinder müssen vielleicht trotzdem mit und sie sagen nicht, dass es ihnen nicht passt, weil sie ihre Eltern schützen wollen. Man sollte eher überlegen, wie man es institutionalisieren kann, dass in öffentlichen Einrichtungen mehrere Sprachen gesprochen werden.

■ Heute sind Patricia Aparicio und Shamim Mirzei in interkulturellen Projekten aktiv und haben jetzt beruflich mit Übersetzungen viel zu tun.

Pfirsich fischen

Von Laura Biolchini

Ein italienisch-deutsches Taschenwörterbuch fällt aus meinem Bücherregal heraus. Ich denke daran, wann es mir das letzte Mal nützlich war ... Ah ja, vor ein paar Jahren, als ich eine Woche lang ohne WLAN im Haus war, sowie durch einen unglücklichen Zufall auch ohne Internetverbindung am Handy. Praktisch von der Welt abgeschnitten. Glücklicherweise war die Erfahrung kurz und ich konnte bald wieder mit meinen Lieblings-Übersetzer-Apps arbeiten.

Es ist unbestreitbar, dass diese Apps inzwischen zu unersetzlichen Instrumenten geworden sind. Nicht mehr »einfache« Wörterbücher, aber wichtige Begleiter in jeder Situation: zu Hause, beim Fremdsprachenlernen, oder im Ausland, um jegliche Arten von Texten zu übersetzen. Diese Maschinen machen uns das Leben

viel leichter: eine kleine Wartezeit von wenigen Millisekunden und die Übersetzung ist bereits fertig. Einzelne Wörter und ganze Sätze sind nur ein kleiner Teil der vielen Möglichkeiten, die sie anbieten, dazu kommen noch Bilder, handschriftliche Dokumente und Spracheingabe. Perfekt, nichts könnte einfacher sein.

Naja, fast. Effektiv ja, aber auch sprachlich korrekt? In der Praxis kann es zu echten Sprachmonstern kommen, wenn man sich nur darauf verlässt, dass sie in eine uns völlig unbekannte Sprache dolmetschen.

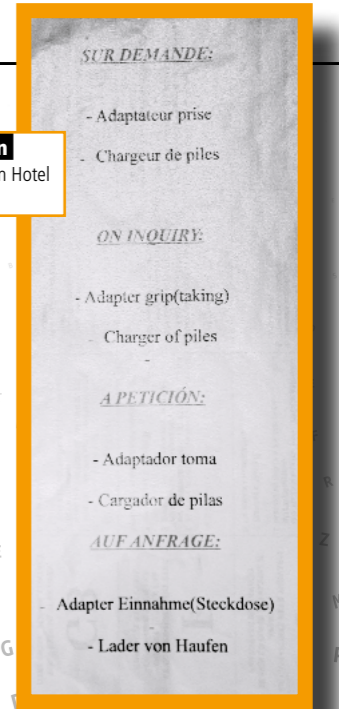
Ein Beispiel dafür? Die Speisekarten der Restaurants, die oft ohne allzu große Überlegungen übersetzt wurden und manchmal einige wirklich ungläubliche (und auch lustige) Fehler enthalten. Dass ein kalter Tee lügen oder sogar fischen kann, habe ich erst letztes Jahr in Italien entdeckt, als ich auf der Karte einer kleinen Bar die Übersetzungen auf Englisch *Tea to the lies* und *Tea to the fishing*

gelesen habe. Auf italienisch *Tè alla menta* und *Tè alla pesca*, nämlich *Minztee* und *Pfirsichtee*. Der Fehler kommt daher, dass die italienischen Worte *menta* und *pesca* die Substantive *Minze* und *Pfirsich* bezeichnen, aber sie sind auch Konjugationen der Verben *lügen* und *fischen*. Ich konnte damals ein Lächeln nicht zurückhalten, sie hätten wahrscheinlich nicht den Google-Übersetzer verwenden sollen, oder zumindest nicht nur!

Auch wenn diese Apps doch sehr nützlich sind, um die allgemeine Bedeutung eines Textes zu verstehen, haben sie aber (noch) viele Einschränkungen, die es ihnen nicht erlauben, beispielsweise die richtige Bedeutung eines Wortes entsprechend dem Kontext zu identifizieren, oder bestimmte Ausdrücke und Sprechweisen zu erkennen. Die *menschliche Note* ist das wichtige notwendige Etwas dazu, um die vielen kulturellen Bezüge jeder Sprache zu verstehen und was man einsetzen sollte, um nicht in peinliche Missverständnisse zu geraten.

Lader von Haufen

In einem französischen Hotel
Foto: kwasibanane



Alte Kleidung War da Google am Werk? Foto: kwasibanane

Nicht nur Vokabeln ersetzen

Von Mari Smith und Eliot Reiniger

Eigentlich ist es in unserem Beruf normal, Ausländer*in zu sein, denn um eine andere Sprache richtig zu lernen, geht man am besten ins Ausland. Deshalb arbeiten wir: Mari (Britin) und Eliot (US-Amerikaner) bei einem Freiburger Übersetzungsbüro. Wir übersetzen beide Texte aus den Bereichen Marketing, Technik und Jura aus dem Deutschen, Französischen und Spanischen ins Englische.

Beim Übersetzen kommt es nicht nur darauf an, deutsche Vokabeln durch englische zu ersetzen. Bei einem Arbeitsvertrag zum Beispiel muss man eventuell erklären, was es mit der deutschen Krankmeldung auf sich hat, die es in den USA und auch in Großbritannien nicht gibt. Oder bei einem Text zu Solarenergie muss man verstehen, was die Einspeisevergütung ist, damit man sicher sein kann, dass in dem Land, für

das die Übersetzung gedacht ist, auch verstanden wird, worum es geht.

Dafür braucht es eben nicht nur Sprachkenntnisse, sondern man muss sich auch mit der Materie auskennen. Ein wohlmeinender Kunde sagte uns einmal: »Sie müssen das nicht verstehen, Sie müssen das nur übersetzen.« Aber das funktioniert eben gerade nicht. In der Kommunikation mit Kolleg*innen und Kund*innen geht es ebenfalls nicht nur darum, die Sprache zu beherrschen. Auch auf anderen Ebenen gibt es Unterschiede zwischen dem Umgang in der deutschen und der US-amerikanischen bzw. britischen Arbeitswelt: Im Englischen wird zwischen Du und Sie nicht differenziert, wodurch ein Entscheidungsprozess entfällt, der bei einer ersten Begegnung auf Deutsch kompliziert sein kann. Manche finden es zwar bestimmt gut, durch formelle Anreden einen respektvollen Abstand von

Kund*innen, Vorgesetzten usw. zu halten, aber für Nichtmuttersprachler*innen, die weniger Erfahrung mit solchen Umgangsformen haben, kann das eher fremd wirken.

Wir betrachten es beide als Glücksfall, dass wir uns hier im Büro von Peschel Communications alle duzen. Wir finden es weniger anstrengend und – darin sind wir uns einig – es passt besser zu unserem wirklichen Ich. Bei uns als Übersetzer*innen wird sicher öfter als anderswo in verschiedenen Sprachen kommuniziert. Wenn wir unsere Muttersprache sprechen, lernen unsere Kolleg*innen uns auf einer anderen Ebene kennen. Mehrmals wurde uns gesagt, unsere jeweilige englische Persönlichkeit sei anders als die Deutsche.

Lassen wir das aber nicht zu heftig werden und lenken wir die Aufmerksamkeit auf die Pausen zwischen den Übersetzungen: Standardmäßig wird bei vielen Unternehmen in den

USA und in England das Mittagessen entweder mitgebracht oder irgendwo gekauft, und dabei handelt es sich meist um ein Sandwich oder einen Salat. Die Deutschen dagegen bestehen darauf, dass mittags warm gegessen wird. Bei einigen großen Firmen gibts sogar eigene Kantinen. Normal. Oder? Das finden wir persönlich herrlich, da wir beide zu den Menschen gehören, die ihr ganzes Leben um das Essen planen und darum, wo sie die nächste Mahlzeit einnehmen.

Manches jedoch ist hier in Deutschland so wie in unseren Heimatländern. Man erlebt die gleichen Begegnungen in der Teeküche, redet über das vergangene Wochenende und sehnt sich nach kleinen Süßigkeiten, die manchmal auftauchen, wenn man Glück hat (ein selbstgebackener Kuchen ist ein Muss bei Geburtstagen). Also, wenn man sich hier ein bisschen auskennt, fühlt sich alles im Endeffekt gar nicht so fremd an.



Wörter und Erinnerungen Street art des belgischen Künstlers Denis Meyers, zu sehen im Musée d'Art Urbain et de Street Art (MAUSA) in Neuf-Brisach
Fotos: kwasibanane



Von Naemi Ntanguen

Auf der Welt gibt es mehr als 6500 gesprochene Sprachen, keine Chance, die alle zu lernen – dabei wollen wir doch alle immer so gerne reisen und die Welt sehen. In Kommunikation mit Menschen zu treten kann eine Hürde sein, wenn man keinen Übersetzer dabei hat – aber zum Glück gibt es Englisch! Fast jeder hat vermutlich seine eigene Art Englisch zu sprechen oder versucht das Beste aus den paar Brocken aus der Schulzeit hervor zu holen.

Es gibt aber auch anerkanntes sprachliches Kulturgut, bei dem Englisch als Basis mit anderen Sprachen gemischt wird. Nicht etwa *Denglish*, sondern die Rede ist hier von *Pidgin-Englisch*. Es wird vor allem im asiatischen und afrikanischen Raum gesprochen, und es gibt Dutzende verschiedene Arten, gefärbt von den dort ortsüblichen Lokalsprachen. Anders als einige vielleicht denken mögen handelt es sich keinesfalls um eine Art primitives Englisch, sondern um eine Sprache, die während des Kolonialismus entstand und als Handels- und

Verkehrssprache dienlich war. Diese »Pidgins« haben sich heute so sehr etabliert, dass sie ein wichtiger Bestandteil der Kulturen geworden sind.

Eine davon ist zum Beispiel das Nigerianische Pidgin-Englisch: Es wird

oft nicht als Muttersprache erlernt, sondern kommt erst später, als Zweitsprache, dazu. Nathan, der aus Nigeria kommt und jetzt in Freiburg lebt, erzählt: »*Damals haben mir meine Eltern nicht erlaubt Pidgin zu sprechen, für sie hat es einen negativen Beigeschmack. Sie wollten, dass ich »richtiges Englisch« lerne.*« Für ihn war Pidgin-Englisch aber immer schon sehr attraktiv, weil es eine Subkultur ist, die ihn mit seinen nigerianischen Freunden, alten Bekannten und seiner Herkunft verbindet.

Pidgin-Englisch ist beliebt. Es wird in der Musik, in sozialen Netzwerken aber auch von Radio- und

Nachrichtensendern genutzt. Selbst der britische Sender BBC nimmt diese Sprache ernst und strahlt ein eigenes Pidgin-Programm aus. Es wird versucht eine universelle Norm aufzustellen, um eine Verschriftlichung der

Sprache zu ermöglichen. »*Gar nicht so einfach*«, meint Nathan, »*Auf Pidgin ist es möglich, sich in der Grammatik, aber auch im Wortschatz frei zu bewegen und neu zu erfinden. Ich könnte mir selbst ein Wort oder gar einen ganzen Satz ausdenken, frei zusammengebaut aus dem, was ich durch meinen täglichen Sprachgebrauch weiß, natürlich ganz ohne Regeln, und nur die Leute mit dem entsprechendem kulturellen Vorwissen werden verstehen, was ich meine. Manche Worte beschreiben nur einen emotionalen Ausruf, aber können in vielen verschiedenen Kontexten ge-*

nutzt werden. Das zu verschriftlichen, aber vor allem zu übersetzen, stellt eine große Herausforderung dar.«

Ein Ausruf ist »*eh hen!*«, ein Beispiel für die Vielseitigkeit der Sprache, denn je nach Situation und wie er betont wird, kann die Bedeutung stark variieren. »*Na und?!*« oder »*Dein Leben ist nutzlos*«, »*hey du!*«, »*du bist so groß geworden!*« oder »*jetzt verstehe ich!*« – das sind noch nicht alle Übersetzungsmöglichkeiten.

Ob wir nun gebrochenes Englisch sprechen, wenn wir im Ausland sind, oder nicht, ist egal. Wir können uns einfach an der Weltsprache Englisch erfreuen und uns etwas von Pidgin-Englisch abschauen: Sprache nicht in standardisierter Form als gut wahrzunehmen, sondern die Variationen genießen, als etwas, das verbindet und Kultur schafft.

■ Naemi Ntanguen ist eine Teilnehmerin der InZeitung-Journalismus-Werkstatt. Sie kommt aus Nordrhein-Westfalen und studiert in Freiburg Medienkulturwissenschaft und Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie. Einen weiteren Text von Naemi finden Sie auf Seite 8. Sie ist selbst ein Migrant*in, ihr Vater kommt aus Kamerun und arbeitet in NRW als Arzt.

Frei interpretiert von Naemi Ntanguen

Wie in jeder Sprache spielen auch bei Gesten Dialekte und individuelle Akzente eine Rolle und bieten Platz für Interpretationen. Die Italienerin Laura lebt in Freiburg und beantwortet typische nervige Fragen mit »typisch« italienischen Gesten. Wir versuchten zu übersetzen, was sie uns sagen wollte. Sicher sind wir uns jedoch nicht. Ob wir bei der Interpretation der Gestiken richtig liegen.

Überlegen Sie sich gerne Ihre eigene Interpretation der Gesten und wenn Sie wollen, teilen Sie uns »Ihre Übersetzung« schriftlich mit. (► inzeitung@gmail.com)

Gesten übersetzen

Fotos: kwasibanane

Müsst ihr eigentlich immer beim sprechen gestikulieren?
Was für eine Frage?! Fast immer Ja!

Bist du integriert?
Hier?!

Arbeitest du in der Gastronomie?
Was soll das! Arbeiten alle Deutschen in der Bäckerei?!

Ist ja schwierig... Ihr Südländer seid aber alle faul? Steuern nicht bezahlt... Ma va! Geh weg! Va remengo! (venezianisch)

Und was ist mit der wohl bekanntesten italienischen Geste?
Aber das machen nur die Südtaliener. Ich mache das nie.

► **Alessandra Ballesi-Hansen:**
»Identität und Interkultur sind uns besonders wichtig«
Foto: Murat Küçük



Nonsolo Italienisch übersetzen in Freiburg

Das Gespräch führte Murat Küçük

Für Alessandra Ballesi-Hansen, Italienisch-Dozentin an der Uni Freiburg, hat vor zwei Jahren eine spannende Reise zwischen den Kulturen begonnen: Im Oktober 2017 hat sie den nonsolo* Verlag gegründet, ein kleines, unabhängiges Verlagshaus, das ausschließlich zeitgenössische italienische Literatur in deutscher Übersetzung veröffentlicht.

Frau Ballesi-Hansen, warum dieses Projekt? Gibt es nicht schon genug Verlage in Deutschland?

Doch, aber sie veröffentlicht leider fast ausschließlich die ganz großen Namen der italienischen Literatur. Dabei gibt es noch viel mehr zu entdecken: junge und auch weniger junge Autor*innen, die gut schreiben, spannende aktuelle Themen behandeln, vielleicht sogar Literaturpreise gewonnen haben... und trotzdem noch nie

ins Deutsche übersetzt wurden. Ich wollte versuchen, gegen diese Tendenz anzukämpfen. Nach vielen Überlegungen habe ich Mut gefasst und mit der Unterstützung einiger anderer Idealist*innen den Verlag gegründet. Und nun sind schon zwei, bald drei unserer Bücher auf dem Markt.

Wie wählen Sie denn die Titel aus, die Sie veröffentlichen wollen?

Unser erster Titel war programmatisch: *Spiegelungen/Vite allo specchio* – eine zweisprachige Anthologie mit zehn Erzählungen von zehn neuen Stimmen der italienischen Literatur. Mit Nicola Cosentino (*Hummerjahre*, 2019 erschienen) und Paolo Di Paolo (*Fast nur eine Liebesgeschichte*, kommt in Dezember) haben wir dann gleich zwei der interessantesten Vertreter der neuen Schriftstellergeneration präsentiert. Paolo Di Paolo ist in Italien mittlerweile sehr bekannt, die deutschen Verlage haben ihn

aber bisher unverständlicherweise völlig ignoriert. Gerade im Gespräch mit ihm entstand die erste Idee zu diesem Projekt. Uns ist wichtig, vor allem jüngeren, engagierten Autor*innen eine Chance zu geben und damit das Bild Italiens im Bewusstsein der Deutschen zu aktualisieren.

Und die Themen? Haben Sie besondere Schwerpunkte?

Da unser ganzes Team zweisprachig und bikulturell ist, sind uns die Themen Identität und Interkultur besonders wichtig. Im Frühjahr werden wir eine kleine Anthologie mit Werken von Igiaba Scego veröffentlichen, der bekanntesten Vertreterin der italienischen Migrant*innenliteratur. Ihre Erzählung *Dismatria* ist übrigens ab 2020 Teil des Abi Programms im Fach Italienisch für das Land Baden-Württemberg. Aber in unserem Fokus stehen auch andere brisante Themen des heutigen Italiens. Der nächste Titel in unserer Pipeline *In bilico sul mare* von Anna Pavignano handelt vom *Mezzogiorno* – so wird

Italiens Süden bezeichnet – und spielt auf der Insel *Ventotene*.

Das Übersetzen und Veröffentlichen sind zweifellos eine anspruchsvolle Aufgabe. Wie schaffen Sie das ohne die Mittel der großen Verlagshäuser?

Nur durch Engagement, Enthusiasmus und Idealismus... Denn große Gewinne sind durch einen Indie-Verlag nicht zu erzielen. Zum Glück kann ich auf ein kleines, aber sehr tatkräftiges Team zählen, das meine Leidenschaft teilt – angefangen von unseren Stamm-Übersetzerinnen Ruth Mader-Koltay und Christiane Burkhardt, ohne die bei uns nichts läuft.

* nonsolo = nicht nur

Relaispferde der Bildung

Was ist die politische Seite der Übersetzung?

Von Timur Abramovich

Schon 1813 in seinem Aufsatz Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens erkennt Friedrich Schleiermacher »dass viel schönes und kräftiges in der Sprache sich erst durch das Übersetzen teils entwickelt hat, teils aus der Vergessenheit ist hervorgezogen worden.« Und überlegt weiter: »Wenn einst eine Zeit kommt, wo wir ein öffentliches Leben haben, aus welchem sich [...] eine gehaltvollere und sprachgerechtere Geselligkeit entwickeln muss, [und] freierer Raum gewonnen wird für das Talent des Redners, dann werden wir vielleicht für die Fortbildung der Sprache weniger des Übersetzens bedürfen.«

Dies erinnert mich gleich daran, wie viele von meinen Freunden und Bekannten im globalen Osten und Süden auch heute dasselbe sa-

gen können. »*Freierer Raum für das Talent des Redners*« bleibt in vielen unserer Gesellschaften eine unerreichbare Utopie. Deswegen sind von Zensur und Selbstzensur nicht herausgefilterte Übersetzungen oft das einzige Mittel, etwas aus glücklicheren, von politischen und religiösen Dogmen befreiten Kulturen zu übertragen und zu übernehmen. »*Die Übersetzer sind die Relaispferde der Bildung*«, schrieb der russische Dichter Alexander Puschkin (1830), der selbst übersetzte und berühmte Übersetzer seiner Zeit persönlich kannte. Als vollkommener russischer Europäer wie er gesehen wurde, hat Puschkin vom Zaren nie eine Ausreiseerlaubnis nach Europa bekommen, von demjenigen Zaren, der andere russische Europäer, die Dekabristen, hinrichten ließ.

Das Übersetzen erfordert intellektuelle Freiheit und Mut. Im Essay *Los traductores de Las Mil y*

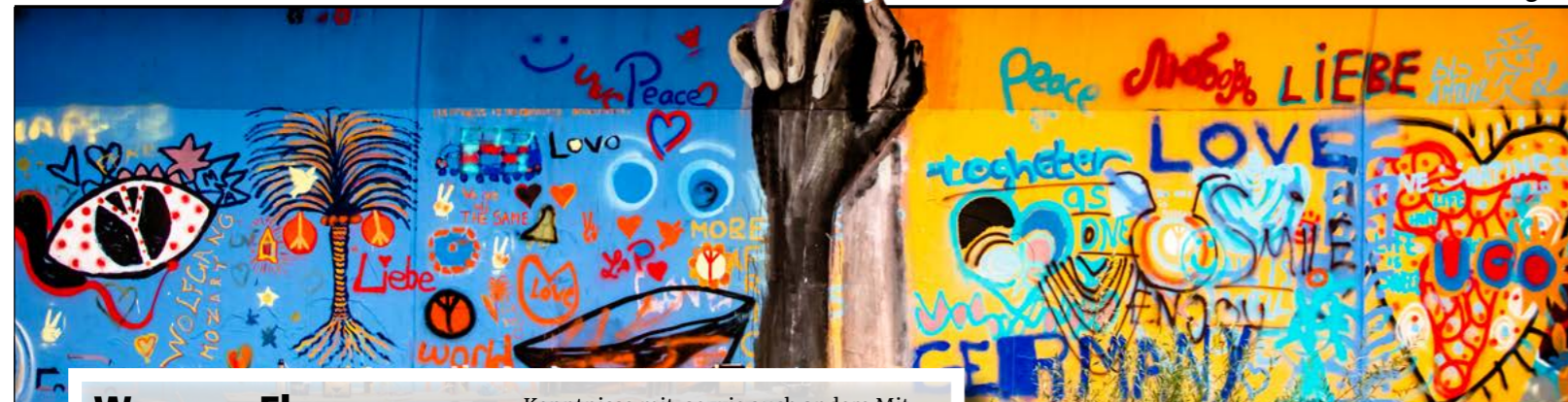
Una Noches (1935) vergleicht Jorge Luis Borges die Übersetzungen von *Tausendundeiner Nacht* ins Deutsche, Englische und Französische und stellt fest, dass nicht alle Übersetzer die atemberaubende Unverklemmtheit, sinnliche Flexibilität und erotische Offenheit des Originals adäquat übertragen konnten oder wollten. Borges findet die frühere Übersetzung von Jean Antoine Galland »*zeremoniös*« und »*zurückhaltend*« und kritisiert noch viel schärfer einen anderen Übersetzer, Edward Lane, der den Text heuchlerisch gekürzt hat, mit Kommentaren wie »*Ich übergehe eine überaus tadelnswerte Episode – Ich lasse eine abstoßende Erklärung weg – Hier folgt eine Zeile, die zu unanständig ist, um sie wiederzugeben.*« Der späteren Version von Dr. J. C. Mardrus kann aber »*schöpferische und glückliche Textuntreue*« verliehen werden: »*Man rechnet ihm als moralisches Verdienst an, dass er der wortgetreueste Übersetzer der 1001 Nächte ist, dieses wunderbar lasziven Buches, das zuvor den Käufern*

durch die gute Erziehung Gallands oder die puritanischen Macken Lanes vorenthalten worden war.«

Für Bijan Elahi (1945–2010), Übersetzer von Rimbaud und Hölderlin ins Persische, der im Iran lebte und arbeitete, basiert Übersetzung auf dem gemeinsamen Geheimnis (sirr) und der Form (lawn). Daraus entsteht eine Struktur (sākh) des Textes, die seine verborgene Bedeutung (bātin) und offenbare Bedeutung (zāhir) zusammenhält. Das führende Prinzip der Übersetzung ist Kreativität (khalq)². Übersetzung erweitert ideologisch verengte Horizonte, ihr Geheimnis ist das Geheimnis eines von Lehrern unerwünschten Buches, das man in die Schule geschmuggelt und beim Unterricht unter dem Tisch heimlich aufgeschlagen und gelesen hat. Es ist ein Geheimnis der Offenheit und des Versprechens.

¹ R.Austauschpferde einer Poststation

² R.Gould, K.Tahmasebian »Bijan Elahi on the art of translation.« in Wasafiri, Vol. 34, No. 3, September 2019, pp. 64–68



Weg am Fluss Ein InOrt für kurze Zeit

Von Vera Bredova

Alles leuchtete an einem dieser letzten sonnigen Herbsttage: die Dreisam, die Gesichter der Passanten, die frischen Farben auf der Wand. Ein blonder Junger stand auf einer Leiter und sprühte blaue Farbe, bis ein Auge entstand. Ein afrikanischer Jugendlicher schrieb das Wort Liebe. Zwei Hände – Schwarz und Weiß – wurden ebenfalls auf die Wand gesprüht. Auf einer der größten legalen Graffiti-Wände Freiburgs an der Dreisam neben der Leo-Wohleb-Brücke konnten sich mehr als 30 junge Menschen verschiedener Herkunft nach einem kurzen Workshop den ganzen Tag kreativ austoben. Und genauso machten so viele Passanten oder Jogger Halt, blieben bei den jungen Geflüchteten stehen, sprachen, lachten, sprühten mit ihnen gemeinsam oder hatten einfach Spaß mit ihnen.

»Unsere Aktion ›Mittendrin – Refugee-Art Freiburg‹ soll eine der Alternativen für ein friedliches Zusammenleben, ein besseres gegenseitiges Verständnis für Flüchtlinge und für Anwohner aufzeigen«, erklärt Joe Mmeh von German Africa Insight (GAI).

Emeka Udemba – ein bekannter Künstler aus Nigeria und Freiburg, Initiator von Mobile Museum of Contemporary Art ist auch dabei: »Wir versuchen Leute mit Kunst zu verbinden und afrikanische Migrant*innen sichtbar zu machen.« Udemba bringt seine Erfahrungen und

Kenntnisse mit, so wie auch andere Mitglieder ihre Kapazitäten mit einbringen; mit dem Ziel, selbst organisierte afrikanische Initiativen zu unterstützen.

So wurde dieser Platz mitten in der Stadt an unserem schönen Fluss, an dem man normalerweise nur vorbei radelt oder joggt oder in Gespräche vertieft vorüber flaniert, für einen Tag zum InOrt – zu einem interkulturellen Begegnungsort, wie sonst größere Flüsse/Kanäle in Basel, Zürich oder Wien, wo auch sehr viel Streetart an Stützwänden und unter Brücken zu sehen ist.

Immer mehr Frauen greifen heutzutage zur Spraydose oder zur Schablone. Auch in Freiburg neben der Leo-Wohleb-Brücke waren einige Frauen dabei, wie Emma* – halb Deutsche, halb Nigerianerin, gebürtige Berlinerin. »Ich habe nur paar Mal im Leben gesprüht, heute ging es aber nicht darum, für sich ein bisschen zu malen, sondern um sich zusammen auszudrücken. Eine Person hat ein Bild angefangen, andere haben daran weiter gemacht. Ich habe z. B. zu dieser blauen Palme orange Ornamente hinzugefügt.«

Hama* aus Äthiopien ist als minderjähriger Flüchtling 2018 nach Freiburg gekommen. »Ich habe grade ein neues T-Shirt in der Stadt gekauft«, erzählt der 18-Jährige »und ging zufällig auf dem Rückweg hier vorbei. Es war so cool hier. Ich interessiere mich für Street Art, schaue es auf YouTube, und habe auch auf dieser Wand schon vor ein paar Monaten geguckt, was es Schönes gibt, habe aber selber noch nie mit Spray gearbeitet. Es war ein glücklicher Tag. Jetzt habe ich auch hier gesprüht – I like how it feels.«

* Die Namen wurden von der Redaktion geändert
► www.germanafricainsight.org



Alles leuchtet an einem sonnigen Herbsttag an der Dreisam
Fotos: kwasibanane & Joe Mmeh



Von Barbara Schmid

Ein Picknick im Park: Fröhliche Atmosphäre, ein entspannter Tag – bis aus heiterem Himmel die Polizei kommt und den jungen Mann kontrolliert, der da eben noch mit seiner Partnerin, dem gemeinsamen kleinen Sohn und ein paar Freund*innen am Essen und Plaudern war. Sein Ausweis wird inspiziert, er wird am ganzen Körper abgetastet, auch im Intimbereich. Seine Partnerin beschwert sich darüber, die Polizisten wiegeln nur ab. Der Mann hatte sich übrigens nichts zuschulden kommen lassen. Warum dann gerade er kontrolliert wurde? Weil er schwarz ist, aus Gambia kommt. Und weil das Picknick auf dem Stühlinger Kirchplatz stattfand, in dessen Nähe er mit seiner Familie wohnt.

Bei dieser und ähnlichen Erfahrungen habe sie ein Gefühl der Ohnmacht empfunden,

sagt seine Partnerin. Um diese Ohnmacht zu überwinden, hat sie sich dem neuen Anwohner*innenverein Stühlinger, der sich gerade in der Gründungsphase befindet, angeschlossen. Die Initiative will denjenigen Bewohner*innen des Stadtteils eine Stimme geben, die ganz und gar nicht einverstanden sind mit den Polizeikontrollen auf dem Kirchplatz. Sie wehren sich dagegen, dass in der Öffentlichkeit häufig die Interessen der Stühlinger Bürger*innen als Rechtfertigung für diese Maßnahmen angeführt werden: Denn die lassen sich nicht über einen Kamm scheren.

Über den ganzen Sommer hat sich nicht nur das Polizeiaufgebot stark ver-

mehrt, sondern auch die Polizeigewalt zugenommen. So wurden Menschen mit schwarzer Hautfarbe gezwungen, sich im Rahmen anlassloser Durchsuchungen vor Polizeibeamt*innen auf dem Platz auszuziehen, und wurden teilweise im 10-Minuten-Takt kontrolliert. Es gab gezielte Polizeiaktionen, bei denen alle Menschen mit schwarzer Hautfarbe einen mündlichen Platzverweis bekamen und der Platz »gesäubert« wurde. Wer nach dem Grund fragte, wurde vom Platz geschubst. Die Einsätze wurden mehrfach groß inszeniert, mit zahlreichen Polizeiautos, einer Drohne, Hunden und vielen Einsatzkräften. Wer täglich im Stühlinger unterwegs ist, sieht dabei unweigerlich: Betroffen von den Einsätzen sind speziell schwarze Menschen – in solchen Fällen spricht man von racial profiling. Für sie ist der Platz nicht sicherer geworden, sondern unsicherer!

Stühlinger Kirchplatz
Eine andere Stimme aus dem Stadtteil

Das stört nicht nur unmittelbar Betroffene wie die oben erwähnte Familie.

Auch andere Anwohner*innen fühlen sich auf dem Kirchplatz nicht mehr so wohl wie früher: »Wenn ich schon von Weitem sehe, dass der Platz mit Polizeibussen umstellt ist, dann setze ich mich da nicht hin, um in Ruhe zu lesen. Man geht auch nicht mit Freund*innen eine Runde Tischtennis spielen, während Drohnen über den Platz fliegen«, sagt die Studentin Katja Brögler, die im Stühlinger wohnt. Früher sei sie oft freundlich angesprochen worden, berichtet eine Anwohnerin, doch mit der verstärkten Polizeipräsenz sei die zwischenmenschliche Atmosphäre auf dem Platz deutlich abgekühlt.

»Einen solchen Stühlinger wollen wir nicht! Wir wünschen uns eine freie Stadt, in der niemand Angst vor willkürlichen Polizeimaßnahmen haben muss. Eine Stadt, in der öffentliche Räume von allen genutzt werden können, und in der etwaigen Problemen nicht mit Polizeigewalt sondern mit Dialog begegnet wird«, so der Anwohner*innenverein Stühlinger.

► anwohnerinnen-verein-stuehlinger@gmx.net.

Von Petra Kistler

Mehr als 2200 Geflüchtete kamen 2018 im Mittelmeer ums Leben. Hunderte Menschen sterben jede Woche bei dem Versuch, die Sahara zu überqueren. Alle, die sich in Afrika auf den Weg in Richtung Europa machen, nehmen große Risiken in Kauf: Sie werden erpresst, als Arbeitssklaven ausgebeutet, vergewaltigt und zur Prostitution gezwungen.

Monique Tonye (22) ist ihrem Traum sehr nah. Sie wird bald von Kamerun nach Deutschland reisen, um zu heiraten. In welche Stadt? Die angehende Lehrerin zuckt mit den Schultern. In welche deutsche Region? In den Süden? In den Norden? Monique weiß es nicht. Und ihr künftiger Gatte? Den hat sie auf einer Internetplattform kennengelernt. Sie holt das Handy aus der Tasche und zeigt das Bild eines sympathisch wirkenden jungen Mannes, der ihr jede Woche Fotos mit Rosensträußen und Liebeserklärungen auf das Mobiltelefon schickt. Viel mehr weiß sie nicht von ihrem Ehemann in spe.

Dass das Foto im Internet geklaut sein könnte, dass das Profil wahrscheinlich gefälscht ist, dass sie in die Fänge von Menschenhändlern geraten sein könnte, deren Opfer irgendwo in Europa in der Straßenprostitution oder in billigen Bordellen landen, diese Idee ist Monique erst bei einer Schulung des Projekts Lost Dreams – Verlorene Träume

in der kamerunischen Hauptstadt Jaunde gekommen. Sylvie Nantcha, Bundesvorsitzende des Netzwerks The African Network of Germany (TANG) hat die Kampagne ins Leben gerufen und mit Unterstützung des Auswärtigen Amtes sie in bislang sieben Ländern des afrikanischen Kontinents veranstaltet. »Wir müssen diese Tragödie beenden«, sagt sie. Sylvie Nantcha kam legal als 17-Jährige aus Kamerun nach Deutschland, um in Freiburg zu studieren. Doch sie weiß um die Schwierigkeiten des Ankommens und kennt das Leben von Migrant*innen aus Afrika, die dort für sich keine Perspektive sehen und ein besseres Leben in Deutschland suchen.

Dass jedes Jahr tausende junge Afrikaner*innen auf dem Weg nach Europa im Mittelmeer oder in der Sahara

Lost Dreams Deutschland statt Paradies

sterben, dass viele von Menschenhändlern im desolaten Libyen ausgeraubt, erpresst, zur Prostitution gezwungen oder gefoltert werden, dass viele, wenn überhaupt, erst nach Jahren schwer traumatisiert in Europa ankommen, all diese Risiken werden vor Ort immer noch in Kauf genommen. Deshalb läuft die Aufklärungskampagne Lost Dreams in Schulen, Hochschulen und Kirchengemeinden, informiert auf Marktplätzen und in den Straßen und klärt über die Gefahren der »Reise« und das Leben von irregulären Migrant*innen in

Deutschland auf – und sie weist auf die (wenigen) regulären Einreisemöglichkeiten hin. 1500 Multiplikatoren hat das Projekt Lost Dreams bislang ausgebildet, 100 Millionen Menschen wurden zwischen 2016 und 2018 in Niger, Nigeria, Senegal, Burkina Faso, Mali, der Elfenbeinküste und in Kamerun mit der großen Kampagne #No more death in the desert or the sea auf Facebook erreicht.

Es ist ein Kampf, der noch lange nicht zu Ende ist. Denn jene, die es als irreguläre Migrant*innen nach Europa geschafft haben, schweigen über die Strapazen und Traumata der Reise. Aus Scham. Oft haben sich ihre Familien immens verschuldet, um den Schlepper zu bezahlen. Wer will da schon zugeben, dass er zu siebt in einem Zimmer in der Asylunterkunft wohnt und in ständiger Angst vor der Abschiebung lebt? Dass sein/ihr Traum von einem Leben in Europa geplatzt ist wie eine schillernde Seifenblase?

Monique Tonye ist in Kamerun geblieben. Bislang jedenfalls. Von Europa träumt sie noch immer. Wie so viele auf dem afrikanischen Kontinent.



Die Jungs wollen nach Europa.
Foto: Petra Kistler

InTipps

Mariannes Noires [Dokumentarfilm] Die Mariannenfigur ist ein Sinnbild der französischen Revolution, des Kampfes für die Befreiung von Unterdrückung. Was bedeutet es als Schwarze Frau heute, sich in seinem täglichen Lebenskampf als »französisch« zu definieren? Der Film von Mame-Fatou Niang und Kaytie Nielsen porträtiert sieben sehr unterschiedliche Schwarze Frauen und erzählt, wie sie sich in der Gesellschaft, wo das Recht der Stärkeren durch Herkunft und Geschlecht determiniert wird, positionieren. Einführung und deutsche Untertitel: Maya Alou und Rufine Songue. ■ **Fr 13. Dezember, 19:30** ■ **Kommunales Kino Freiburg, Urachstraße 40**

Couragierte Frauen kämpfen gegen rechte Regierungen – weltweit. [Internationales Frauencafé] Eindrücke und Ergebnisse des 12. Frauenpolitischen Ratschlags in Erfurt werden vorgestellt. Frauen werden darüber diskutieren, wie weitere Schritte zum Abbau von Diskriminierung, Ausgrenzung und Gewalt gegen Frauen aussehen können. ■ **Sa 7. Dezember, 15:00** ■ **Familienzentrum Klara, Büggenreuterstraße 12** ■ **Eintritt frei**

Interkulturelles Fest. Das Bundesnetzwerk The African Network of Germany (TANG) und der Interkulturelle Deutsch-Afrikanische Verein (IDAV) veranstalten ihre Jahresabschlussfeier. Geboten werden Musik von Christian Bakotessa, eine afrikanische Modenschau, eine Fotoausstellung, ein Büffet mit afrikanischem und arabischem Essen. ■ **Sa 14. Dezember, 16:00 – 20:00** ■ **Katholische Akademie, Wintererstraße 1** ■ **Eintritt frei**

»Dear White People...« **Check Your Privilege!** Die Veranstaltungsreihe bietet eine Plattform, um Wissen über Rassismus zu vermitteln und auszutauschen. Sie beschäftigt sich kritisch und intersektional mit Weißsein, Entwicklungspolitik und Rassismus. Unter anderem finden Workshops, Filmscreening, Konzerte, Vorträge und gemeinsame Essen an verschiedenen Orten in Freiburg statt. ■ **7.–11. Januar** ■ **Info: zusammen leben (www.zlev.de)**

Winterlicher Geschichtenabend In der gemütlichen Hütte beim Punsch trinken, fremden Geschichten lauschen oder eigene erzählen. Den Geschichten-Netzwerkabend kann jeder mitgestalten. ■ **Mi 5. Februar, 19:00** ■ **Ortsbekanntgabe nach Anmeldung: 0170 36 78 194, info@nomadische-erzählkunst.de** ■ **Eintritt frei**



Von Tatjana Sepin

Eine Workshop-Teilnehmerin landet im Interview mit Michael Shaw – dem Leiter der Maskenbildner*innen des Theaters Freiburg – einen Kracher mit ihrer Frage, ob er nach einer Maske schon mal gedacht hätte: »Hm, das sieht jetzt aber schon scheiße aus.«

So unbeschwert sie in diesem Moment rüberkommen mag, so dramatisch ist ihre Situation. Vor kurzem hat sie erfahren, dass sie von der Schule geflogen ist. Der Workshop war eine gute Ablenkung, und der Zusammenhalt unter den Mädchen und das Teamwork haben ihr sicher dabei geholfen, vorwärts zu schauen. Als wir das Theater verlassen, gespeln zwei Mädels *Alle meine Entchen* ins Mikro, und hier wird mir bewusst, wie jung sie noch sind. Ihre Skinny-Jeans und die betont cool an den Tag gelegte Attitüde lassen mich das schnell mal vergessen.

Eine Woche später, sonntagnachmittags, betrete ich die hellen freundlichen Räume im 1. OG der Fabrik in der Habsburgerstraße und spüre einen ganz besonderen *Spirit*: Eine Mischung aus konzentriertem Chaos, wuseliger Geschäftigkeit und freundschaftlichem, selbstverständlichem Miteinander zwischen den jungen Workshop-Teilnehmerinnen und den Leiterinnen. *Raise Your Voice* – Das Freiburger Medien-Projekt war um die Herbstferien herum angelegt und an diesem 10. November findet die Abschlusspräsentation statt. Die Vereine *Fabrik*, *Tritta* sowie *Kommunikation und Medien* erarbeiteten ein gemeinsames Konzept, das im Rahmen des bundesweiten Programms *Jugend ins Zentrum* gefördert wird. Dieses

Programm unterstützt künstlerische und kulturpädagogische Arbeit mit bildungsbenachteiligten Mädchen, deren Vorstellungen und Wünsche in ihrem sozialen und familiären Umfeld kaum Gehör finden. Dahinter steht der Empowerment-Gedanke: dass die Mädchen durch künstlerische Auseinandersetzung in ihrer Selbstwahrnehmung gestärkt, und dass sie darin unterstützt werden, ihr Leben selbstbestimmt zu gestalten.

Leonora Lorena, Magdalena Schweizer und Irene Schumacher erzählen, dass die größte organisatorische Herausforderung darin bestand, ihr Wunsch-Workshop-Klientel zusammenzustellen. Dazu rührten sie heftig die Werbetrommel über Anzeigen, vor allem aber in Schulen, Flüchtlingswohnheimen und Mädchentreffs in Jugendzentren. Geflüchtete und deren Kinder konnten mit dem Workshop-Programm leider dennoch nicht erreicht werden, was die Frauen sehr bedauerten. Auch hätten sie Kapazitäten für 10 weitere Teilnehmerinnen gehabt. Absagen, vor allem von Seiten der Eltern, sorgten so für eine kleine, aber feine Auswahl von fünf Medienjob-Aspirantinnen.

Im Rahmen des zweitägigen Workshops führte die Videojournalistin Mayada Wadnomiry in Videofilm-Basics ein. Die fünf Mädchen – vier sind 13 Jahre, eins wurde im Laufe des Workshops 17 Jahre alt – lernten einiges rund ums Erstellen eines Storyboards – die zeichnerische Version eines Drehbuchs –, zu Interview- und Kameratechnik, Schnitt und Schauspielerei. In jeder Rolle vor und hinter der Kamera probierten sich die Mädels aus. Herausgekommen sind vier an verschiedenen Orten in Freiburg gedrehte Videosequenzen zum selbst gewählten Thema Mobbing. Die Mädchen spielen

in wechselnden Rollen Mobbing-Variationen durch, in denen ein irgendwie geartetes Anderssein, wie z.B. angeblich uncoole Klamotten, Grund genug ist, um herumgeschubst oder per whatsapp beleidigt zu werden. Man merkt den Videos an, dass die Mädchen wissen, wovon sie reden. Frau merkt den Videos aber auch an, dass sie sich nicht nur in Windeseile die Videotechnik angeeignet haben: Mayada lobt ihre schnelle Auffassungsgabe und Lernbereitschaft und ihre gekonnte Umsetzung in die Praxis. Sie beziehen mit ihren Videos auch bewusst Stellung gegen Diskriminierung und für couragiertes Handeln.

Den zweiten Schwerpunkt des Workshops bildete die Gestaltung einer einstündigen Radiosendung, die bei Radio Dreyeckland ausgestrahlt wurde. Die Radiojournalistinnen Sonja Glock und Pia Masurczak unterstützten die Mädchen bei der Themenrecherche und bildeten sie in Audioschnitt und -technik aus, sodass ein buntes Feature mit Interview-, Reportage- und Musikbeiträgen entstanden ist. Der Veranstaltungsort der Workshops war das Feministische Zentrum Freiburg in der Faulerstraße. Auch hier war die konzentriert-entspannte Atmosphäre spürbar. Die Pädagogin Lenja und beide Journalistinnen fütterten die Mädchen nicht nur mit Medien-Know-How, sie kochten für sie, kredenzt Reiswaffeln, Schokolade und Apfelschnitze und schafften so eine Kombination aus Kreativität und Geborgenheit.

»Ihr habt was zu sagen, und wir hören euch zu!«. Mit diesem Appell motivieren die Projektleiterinnen die Mädchen am Ende der Veranstaltung weiterzumachen und an ihren Themen zu bleiben. Sie wollen ihnen vermitteln, dass ihre Meinung zählt, dass sie ernst genommen werden.

Dahinter steht Empowerment
Foto: Robert Kneschke - stock.adobe.com



Wer-weiß-schon-wer

Von Ketino Bachia

Vor ein paar Jahren versuchte ein Psychologe an der Universitätsberatungsstelle, mich einzuordnen. Die Schlafprobleme waren nicht genug für das Durchlöchern einer Person. Die Abstammung? Ein nicht gut bekanntes Land. Ein ihm nicht gut bekanntes Land. Zwei bekannte Namen, ihm bekannte Namen stehen mit dem Land in direkter Beziehung: Stalin und Schewardnadse.

»Haben Sie vielleicht etwas von den beiden in Ihrer Persönlichkeit vereint?« Wie soll man diese Namen mit einer schlafgestörten, unsicheren Studentin verbinden? Ein Despot und ein geschmeidiger Politiker kommen in mir zusammen?
»Sollen wir vielleicht schauen, was Sie von diesen Qualitäten in sich tragen? Diese Widersprüche könnten uns zur Ursache des Problems führen.« – »Wie bitte?!«

Ich habe den Psychologen an dem Tag vor der offenen Schublade stehen gelassen. Seine Worte habe ich irgendwie nie vergessen. Irgendwie denke ich, ein Stalin ist in jedem Menschen.

Seit diesem Gespräch versuchte ich mit allen Kräften, alle Anlagen dafür zu bündeln, das Theologie-Studium zu Ende zu führen und es nicht – wie Stalin seines – abzubrechen, damit zumindest diese Symbolik keine Chance bekam. Doch etwas Strenges, fast Despotisches zeigte sich: Ich Zuchtmeister meines ei-

genen Selbst bei den Bemühungen, mich an Deutschland mit Hilfe des zukünftigen Diploms besser anpassen zu können.

Wenn damals Deutschland nicht gewesen wäre, hätte vielleicht Stalin sein Priesterseminar nicht geschmissen? Jeder Schlaumann sagt, wenn die Geopolitik dieses großen europäischen Landes, das ohne Kolonien stand, sich am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts nicht eingemischt, hätte, wäre die Oktoberrevolution nicht zu Stande gekommen. Dann wäre Stalin ein Kuckuck-weiß-wei-

Zurück zur Anpassung meiner Psyche an Deutschland. An diesem Punkt des unbewussten Geschehens wäre, so der Psychoonkel, bestimmt Schewardnadse ins Spiel gekommen. Der Meister der Anpassung! Der Mann war ein Held. Ein Held der deutschen Wiedervereinigung.

Wegen Schewardnadse war ich nach Deutschland ausgewandert. Er – am Ende der Neunziger, wieder in Georgien an die Macht Zurückgekehrter, ließ die jüngst befreite Republik, wieder an das alt gewohnte Russland

anpassen, kapitulieren, verlieren. So, dass viele das Land verließen. So kam es, dass ich alles tat, um Deutschland zu gefallen. (Das sanfte Lächeln klappte nicht immer.) Tagsüber auf jeden Fall. Nur die Nächte waren nicht anpassungsfähig. Nachts trafen sich meine »stalinistischen« und »schewardnazistischen« Dämonen und verursachten Explosionen in meinem Kopf.

Ich schlafe manchmal heute auch noch schlecht. Dann denke ich wieder an den Psychologen von damals. Die Symbiose mit dem Land der Geburt ist nicht un-spürbar. Die Rosenrevolution 2004 bewirkte eine positive Wende in Georgien. Mir kommt es so vor, dass ich ab dann parallel zur der politischen neuen Periode in meiner alten Heimat anfang, mich von der blinden Anpassung an Deutschland zu emanzipieren. Bis 2008 Russland wieder zuschlug. Prompt die Couch-Gespräche: »Nein, Georgier und ich hatten keine Wahnvorstellungen, wenn wir von »wachsenden Invasionszügen durch Russland« sprachen.«

Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Autoritarismus. Zu viele europäische Mitbürger*innen heißen ihn willkommen. Einige sind fleißig dabei die antidemokratische Ideologie hierher zu importieren, andere wollen sie und ihre Vertreter nur »verstehen«. Erstere steuern bewusst die Zuspitzung der zwischennationalen Spannungen und nutzen gesellschaftliches Konfliktpotenzial aus, letztere sind mehr als bereit sich mit den Diktaturen zu versöhnen, im Namen des »Friedens«. Es ist höchste Zeit sich zu fragen: Woher kommt diese Affinität zu Diktatur und die Verachtung für Demokratie? Was bringt jemanden dazu, einen Despoten überhaupt verstehen zu können und zu wollen? Und wenn man beginnt ihn tatsächlich zu verstehen, was wird dadurch gelöscht, wen und was versteht man dann nicht mehr? Mit diesen Fragen kämpft die Protagonistin im Text von Ketino Bachia. So nervös und hektisch dieser Kampf aussieht, ist er ganz zeitgemäß – weil es noch nicht zu spät ist. (T.A.)

Seit 2014 wissen alle Bescheid.

Georgien bekam 2012 eine neue Regierung. Das Land wendet sich seitdem wieder. Die Kurve ist nach Norden geneigt; der Tschetschenische Präsident will eine Straße für Russland bauen lassen, die über Georgien durch die Türkei nach Europa führt; Europa beharrt auf dem *Nein zu Georgien in der Nato*; Putin stärkt seine Positionen im Süden; die georgische Regierung übt Beschwichtigungspolitik.

Ich habe gestern Nacht von Putin geträumt. Nach dem von mir angesammelten psychologischen Wissen glaube ich, dass jede Person, die in meinem Traum auftaucht, ich selbst sein könnte. Heißt es dann, dass ich Putin bin? Als ich am Morgen bei meinen Eltern in Tiflis anrief, flüsterte mein Vater am anderen Ende des Hörers, wie früher zu Stalins Zeiten. Er sagte, man dürfe den Namen von »Du-weißt-schon-wei-« und auch den seines Landes nicht laut sagen, sonst würde das Telefon automatisch ... »Na, du weißt schon was.«

Meinen Traum erzählte ich ihm nicht. Meine Mutter sprach im Hintergrund: »Es kommt, was kommt!« Die Angst kam. Hallo Herr Psychologe, wo sind Sie?

■ Die InZeitung-Leser*innen bisher gut bekannte Autorin Ketewan Bachia, nennt sich seit ihr literarischen Veröffentlichung in »Bittere Bonbons« Ketino Bachia.



Foto: Ketino Bachia

Unterstützen Sie die InZeitung-Journalismus-Werkstatt mit Ihrer Spende

Ein Drittel der Freiburger Einwohner*innen hat einen Migrationshintergrund. Dennoch liegt die Mitwirkung von Migrant*innen in den Freiburger Print-Medien nach Ergebnissen der InZeitung – wie überall in Deutschland – nur bei etwa zwei Prozent. Wenn die Medien Abbild der Gesellschaft sein wollen, dann kommen sie an der Frage nach Vielfalt in den Redaktionen nicht vorbei. Die InZeitung-Journalismus-Werkstatt will engagierte Jungjournalist*innen mit internationalen Wurzeln für die Medien- und Kommunikationswelt gewinnen. Zwei bis drei Monate lang werden die Praktikant*innen ausgebildet, danach absolvieren sie ein weiteres journalistisches Praktikum bei einem Partnermedium.



Spendenkonto: InForum e.V.
 Stadtkasse Freiburg
 IBAN DE55 6805 0101 0013 3881 59
 BIC FRSPDE66XXX
Sichwort: Journalismus-Werkstatt

Die ersten Eindrücke von Student*innen des Goethe Instituts

Was hat dich an Freiburg überrascht?

Ich war auch in anderen deutschen Städten, aber in Freiburg hat mich die Umweltbewegung besonders überrascht. Das habe ich vor allem an der riesigen Demo im September gesehen. Cenk, Türkei

Die Fahrradfahrer sind manchmal aggressiv. Einmal bin ich auf dem Bürgersteig gelaufen und einer hat gerufen: Hey! Runter vom Fahrradweg. Mittlerweile bin ich das aber gewohnt. Ich habe jetzt auch selbst ein Fahrrad und kann das verstehen.

Die langen Schlangen im Supermarkt. Letzten Freitag musste ich fünfzehn Minuten warten bis ich an die Kasse kam, das war frustrierend. Dabei wollte ich nur Wasser kaufen. Nathan, USA

Ich habe Angst alleine am Abend in das Gästehaus am Stühlinger Kirchpark zurückzugehen. Wir haben Geschichten gehört, dass Leute den Frauen nachlaufen. Vanessa, Schweiz

Ich habe vorher schon gehört, dass Freiburg eine alte Stadt ist, deswegen habe ich vermutet, dass alles früh geschlossen ist. Das stimmt aber nicht. Am Wochenende kann man lange draußen bleiben. Vivian, Malaysia

Von Alexander, Antoni und Barbara Sancho-Rauschel-Genovés

Traditionell steht in einer katalanischen Familie am 1. Weihnachtsfeiertag ein gefülltes Hähnchen auf dem Tisch. In unserer Familie ist dies mindestens seit den 1920er Jahren der Fall, bis dahin lassen sich in Barcelona die kulinarischen Annalen zuverlässig zurückverfolgen. Natürlich empfehlen wir heutzutage ein Biohähnchen aus verantwortungsvoller Aufzucht.

Warum muss es ein Hahn sein? Vermutlich wegen der katalanischen Bezeichnung für die mitternächtliche Christmette, *Missa de Gall*. Auch auf vielen Weihnachtskarten ist ein Hahn zu sehen.

Übrigens: Das Rezept stammt aus dem katalanischen Kochbuchklassiker schlechthin: *La Teca, la veritable cuina casolana de Catalunya*, besser bekannt mit seinem kurzen Kosenamen *La Teca*. Verfasst hat dieses Standardwerk, das 1924 in Barcelona erstmals erschienen ist und seither über 20 Neuauflagen erlebte, der legendäre Kochkünstler Ignasi Domènech i Puigercercós.

Von Gemüse über Bratensoße, Suppe oder das perfekte Einkochen schmackhafter Marmelade findet sich hier alles – wenn man es denn findet, denn das Werk gilt als kulinarisch unschlagbar, aber auch als unschlagbar unstrukturiert. Wozu eine Gliederung, wenn ich frische Garnelen, wozu eine Ordnung, wenn ich Olivenöl bester Qualität habe, dachte sich der Meisterkoch – zu Recht!

■ Ignasi Domènech, Geboren in Manresa im Jahr 1874, machte erste Erfahrungen im Restaurant seines Onkels, ging mit 14 Jahren nach Barcelona, studierte dort, in Madrid und Burgos in Hotels und Theaterrestaurants und später in Paris im Londoner Hotel Savoy die Kunst des Kochens. Nach der Jahrhundertwende bekochte er die spanische Aristokratie bis er schließlich in den 1920er Jahren nach Barcelona zurückkehrte, wo er sich fortan ausschließlich dem Schreiben und der Vermittlung seiner Kochkunst widmete. 1918 verfasste er, seiner Zeit voraus, »La cocina Vegetariana Moderna«. Während des spanischen Bürgerkriegs schrieb er ein minimalistisches »Kochbuch der (begrenzten) Ressourcen«. Es folgten weitere Werke, sein bekanntestes Vermächtnis aber bleibt »La Teca«, jahrzehntelang das Hochzeitsgeschenk Nummer 1.

Pollastre de Nadal

Ein katalanisches Weihnachtshähnchen

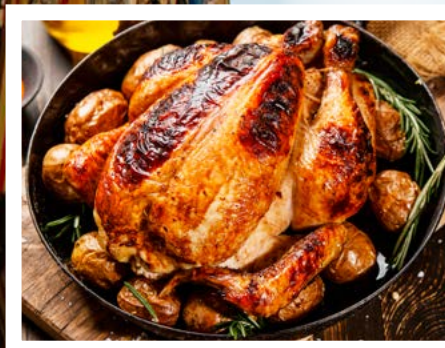
El Raval Barcelonas Altstadt aus der Hühnerperspektive
 Foto: kwasibanane

Zutaten für rund 4 Personen

- 1 Hähnchen (ca. 1200 gr) **und für die Füllung:** • 10 Esskastanien (gekocht und geschält) • 6 Backpflaumen • 10 Mandeln grob gehackt • rund 30 Pinienkerne • 3–4 Scheiben roher/geräucherter Schinken • 1 Zwiebel • 1 Knoblauchzehe • 1 kleines Glas trockener Sherry • dazu Geflügelbrühe • Salz, Pfeffer, ein Lorbeerblatt, eine Prise Zimt und etwas Rosmarin

Zubereitung

- Das Hähnchen waschen, trocknen, salzen. • Jetzt die Füllung vorbereiten: In heißem Öl die Zwiebel und den Knoblauch glasig werden lassen, dann die Esskastanien dazu geben, die halbierten Pflaumen, die gehackten Mandeln, und den in Streifen geschnittenen Schinken. Pinienkerne dazu geben, alles anbraten, mit Brühe aufgießen (nicht zuviel!), salzen und die Gewürze unterrühren. Abschließend mit dem Sherry abschmecken. • Die Füllung sollte langsam ein fester Brei werden! Abkühlen lassen, das Tier damit füllen, dann zunähen. • Das Hähnchen in eine feuerfeste, mit Olivenöl eingepinselte Backform legen. Kleine Kartoffeln und Zwiebelstücke drumherum legen, sofern noch Platz in der Form ist, dann alles in den Backofen schieben. Ab und zu Ofen öffnen, Hähnchen mit etwas Brühe begießen und mit Gabel prüfen, ob es durch ist. • Und dann: Guten Appetit oder auf Katalanisch: **Bon Profit!**



Füllung
 Foto: InZeitung

Pollastre de Nadal
 Foto: nerudol - stock.adobe.com